

Was ist das Wort?

Von Sergius Bulgakow (Paris).

1. Die menschliche Erkenntnis verwirklicht sich in dem Worte und durch das Wort. Der Gedanke läßt sich nicht von dem Worte trennen; seine Selbstreflexion erfordert unbedingt die Analyse dessen, was dieses sein ursprüngliches Element oder Material bildet; d. h. die menschliche Erkenntnis muß mit der Analyse des Wortes, mit der Untersuchung des Wesens desselben, anfangen. Was ist also das Wort? Freilich klingt die Frage in dieser Form zu unverständlich, da sie so viele Sinne und verschiedene Deutungen hat, je nach unserer Intention, der Aufmerksamkeitsrichtung und der konkreten Tendenz des prüfenden Denkens. Sogar in den verhältnismäßig engen Grenzen der Sprachwissenschaft, wo diese Frage ihre spezifische Stellung inne hat, wird gewöhnlich das, was uns hier insbesondere interessiert, unberücksichtigt gelassen¹⁾. Das Wort wird in der Tat in der Linguistik von der Seite seiner Struktur, der Phonetik, der Geschichte, der Morphologie, der Semasiologie, der Psychophysiologie, der Psychologie, im Zusammenhange mit dem ganzen reichsten Inhalte, den die zeitgenössische Sprachwissenschaft aufweist, studiert, aber in dieser Geschichte, Physiologie, Psychologie, Anatomie und Mechanik der Worte wird eben das Werden des Wortes und seine Schicksale studiert d. h. jene genetische Untersuchung vorherrschend, die auf einer Fülle der wissenschaftlich bearbeiteten Tatsachen beruht; was aber das Problem des Wortes als solches betrifft, d. h. das Problem dessen, was das Wort eben zum Worte macht, worin sein Wesen, *eidos*, bei jeder Sachlage in jeder Sprache, in jeder Epoche, bei jedem Sprachgebrauche besteht, so wird es in den meisten Fällen sogar übersehen. Welches ist das spezifische Merkmal, ohne welches es kein Wort gibt? Worin besteht seine ontologische Charakteristik? Das ist nicht mehr die Frage nach der Genesis, nach dem Werden, sondern die Frage nach dem Wesen, nach dem *τὸ ὄντως ὄν* des Wortes. Alle Probleme der Wortgenesis, die gewöhnlich bei dieser Gelegenheit erörtert werden, nämlich diejenigen der Herkunft der Sprache, der ursprünglichen Einheit oder Mannigfaltigkeit der Mundarten usw., bleiben bei dieser Fragestellung außerhalb der Betrachtung. In der Tat ist es ein Irrtum zu denken, daß, indem wir die Genesis untersuchen, wir damit auch das Wesen feststellen können. Im Gegenteil, es ist nötig, dasselbe in einem gewissen Sinne schon vor einer solchen Untersuchung kennen zu lernen, da widrigenfalls diese letztere nicht möglich wäre. Was dabei nötig ist, ist nicht ein bedingter, durch die speziellen Untersuchungsaufgaben diktiert Wortbegriff, sondern eine Wortintuition, d. h. das Erschauen des Wortes in seinem unmittelbaren Sein, in seiner Idee. Es ist nötig, in bezug auf das Wort dasjenige auszuschalten und festzustellen, was sich in ihm von sich selbst versteht und sein Axiom bildet. Es ist augen-

scheinlich, daß dieses erste und grundlegende Axiom auf der Grenze der Linguistik liegt, die nur die konkreten, von Fleisch durchdrungenen und von Blut durchfluteten Worte kennt, mit den schon zu Worten gewordenen Klängen zu tun hat und dieses Fleisch des Wortes verschiedenen Schnitten gemäß erforscht. Jedoch dieses Wort, das mit dem geschichtlichen Fleische durchzogen ist und seine bestimmte Stelle in der Sprache und in der Geschichte derselben inne hat, ist ein Abkömmling aus einer anderen Welt, oder genauer, es gehört zugleich zwei verschiedenen Welten an. Obgleich es um seiner verschiedenen Analysen willen den Händen des Linguisten übergeben wird, wird es doch demselben mit dieser seiner Schale nicht ganz überlassen und als solches auch durch die linguistische Untersuchung nicht ausgeschöpft; das Wortproblem läßt sich nicht in die Wortwissenschaft als solche hineinpresse, und wenn die Linguisten sich manchmal für berufen halten, sich über das Wort-Problem zu äußern, so begnügen sie sich gewöhnlich mit den augenscheinlichen Ausreden, manchmal aber mit kleinen Naivitäten, wobei die schlechteste darin besteht, daß der gelehrte Fachmann seine eigene Metaphysik oder manchmal seine eigene Voreingenommenheit unkritisch für eine wissenschaftliche Fragelösung ausgibt, ohne zu bemerken, daß die Frage noch eine vorläufige Verdeutlichung oder Zergliederung erfordert. In Wirklichkeit ist das Wortproblem keineswegs ein Problem der Philologie, obgleich dieser letzteren hier das Recht, zu urteilen und ihre Meinung auszusprechen, von vornherein zugestanden wird. Aber gewöhnlich geben sich die Philologen von diesem Problem gar keine Rechenschaft. Was aber noch viel erstaunlicher ist, haben die Philosophen im selben Grade auch keine Ahnung von ihm. Nach dem Ausdrucke Müllers bleibt für sie die Sprache „kaum sichtbar gleich einem Absturz, der dem geistigen Auge des Menschen zu nahe liegt“. Man betrachtet gewöhnlich das Wort nur als ein Werkzeug des Denkens, oder sogar nicht des Denkens selber, sondern der Darstellung desselben, d. h. als ein ohne weiteres verständliches und sich von selbst zu verstehendes Mittel. Man hält es für eine absolut durchsichtige und das Licht durchlassende Substanz, als eine Art Fenster, bei dem man sich darum zu kümmern hätte, daß es gut gewaschen werde oder wenigstens durch seine färbigen Gläser nicht täusche. In diesem Sinne genommen, war das Wort manchmal das Objekt der Furcht gewesen: man hat gegen dasselbe Maßnahmen getroffen, um es in Ordnung zu bringen, und es wurden gegen dasselbe Uebergriffe gemacht von der Art des Mephistopheles: „Und eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein.“ Die Urteile, wie diejenigen, die wir bei einem Sprachdenker wie Humboldt finden, nämlich, daß „die Sprache das bildende Organ der Gedanken ist“, und daß „es keinen Gedanken ohne Sprache gibt und das menschliche Denken erst durch die Sprache wird“, bleiben im allgemeinen nicht verstanden und nicht gehört. Man kann sagen, daß die ganze neuere Philosophie mit Ausnahme Leibnizens an der Sprache vorbeiging, ohne das Wortproblem zu bemerken. Weder Kant, noch Fichte und Hegel haben die Sprache bemerkt und darum sind sie mehrmals das Opfer dieser ihrer Unwissenheit gewesen. Und dasselbe wiederholte sich auch in der nachfolgenden Philosophie, wo einige — die Vertreter der Logik — in der Sprache nur ein gleichgültiges Mittel sahen und die anderen diese Frage rein psychologisch behandelten. Die Frage nach der Wortbedeutung für das Denken streifte die Philosophie und die Philo-

logie schon bei der Betrachtung einer komplizierteren Frage, nämlich derjenigen nach dem Verhältnis zwischen der Grammatik und der Logik, aber sie blieb dabei entweder ganz außerhalb der Betrachtung oder wurde der Psychologie übergeben, um dort erörtert zu werden.

Also, um es nochmals zu wiederholen, unsere Frage liegt an der Grenze, wo auf einer Seite das weite und sehr reiche Gebiet der Philologie beginnt, und auf der anderen die schwierigen Wege der Philosophie sich verzweigen. Aber sie entsteht nicht als ein spezielles Problem eines oder des anderen Wissensgebietes, sondern als eine der unmittelbaren und ursprünglichen Grundwahrnehmungen des menschlichen Selbstbewußtseins, als *γνωθι σεαυτόν*. Der Mensch ist ein denkendes und sprechendes Wesen: das Wort — Gedanke oder der Gedanke — Wort ist schon vor jeder konkreten Aussage in seinem Besitze da. Der Mensch denkt in Worten und spricht den Gedanken aus. Seine Vernunft, *λόγος* ist mit dem Worte, *λόγος* unzertrennlich verbunden. *Λόγος* ist *λόγος*, sagt uns in einem nicht wiederzugebenden Wortspiele das Selbstbewußtsein.

Was ist denn also dieser *λόγος*, d. h. das Wort-Gedanke?

Das Wort ist eine Verbindung der Stimmklänge und der durch unsere Redeorgane erzeugten Geräusche und kann entweder effektiv ausgesprochen oder durch die Schrift oder in irgendwelcher anderen Weise, z. B. durch eine Gebärde, ausgedrückt werden. Diese Klangmasse ist, nach dem glücklichen Ausdrucke der Stoiker²⁾, der Körper des Wortes, *σῶμα*. Ohne diesen Klangkörper gibt es auch kein Wort als solches, gleichgültig ob es ausgesprochen oder nur schematisch bezeichnet wird, oder lediglich in unserer Vorstellung entsteht (wie die Noten, welche unabhängig von der Ausführung die Musik schon in sich enthalten). Wie dieser Körper des Wortes näher und genauer bestimmt wird, in welche Elemente er zerlegt werden kann, welche von diesen sich in ihm als wesentliche und welche als abgeleitete erweisen, wie sie entstanden sind usw. — alle diese Fragen können wir hier unberücksichtigt lassen: sie bilden eben den eigentlichen Inhalt der Sprachwissenschaft. Es genügt uns unterdessen festzustellen, daß jedes Wort einen Klangkörper besitzt, der entweder real verwirklicht, d. h. ausgesprochen wird, oder sich nur in einem idealen Bilde vorgestaltet. Selbstverständlich ist diesem Körper nicht die physische Seite des Klanges, nicht der Ton der Stimme, ihre Stärke usw. wesentlich, sondern eine bestimmte innere Klangvereinigung, die Klangphrase, letzten Endes vielleicht ein bestimmtes Wechselverhältnis zwischen den Tonschwingungen, das durch eine mathematische Formel, sogar durch eine Zahl ausgedrückt wird, denn auch die konkrete Zahl drückt einen bestimmten Rhythmus und Klang, die Struktur eines Klangkörpers aus und bestimmt den Wortkörper. Dieser Wortkörper ist die Form, gleichgültig worin sie sich ergießt oder verwirklicht, möge das auch eine Geste sein³⁾. Als eine Form ist das Wort etwas Verkörpertes, zu der naturhaften, materialen Welt Gehörendes, in sie Eingraviertes, darin Eingepägtes und Sicheinprägendes. Aber ist nicht vielleicht das Wort ein ebensolcher Gegenstand der äußeren Welt wie dieser Tisch, diese Feder, diese Tinte? Ist dieses hier geschriebene Wort ein solcher Gegenstand? Augenscheinlich ja. Und dieses gedruckte Wort? Offenbar auch ja? Und dieses ausgesprochene Wort? Warum denn nicht? Ist vielleicht der in dem Schornsteine pfeifende Wind oder jeder andere Klang nicht ein Gegenstand (Klanggegenstand) oder eine Erscheinung dieser Welt, ist es nicht

überhaupt ein materieller Gegenstand? Und ist nicht vielleicht dasselbe auch von dem Worte zu sagen, das auf einer phonographischen Platte in der Form einiger Vertiefungen eingeritzt ist, oder das aus der phonographischen Röhre bei der Drehung der kleinen Walze klingt? Wie auch von demjenigen, das sich in dem Buche lese, höre oder fühle (in dem Blindenalphabet), oder sehe (wenn es sich um ein Taubstummalphabet handelt)? Warum denn nicht? Und das Wort, das und vermittelt dessen ich denke, obgleich ich es ja auch nicht ausspreche, das außerhalb mir niemand kennt, und das in dem Inneren meiner Seele bleibt? Möge dieses Wort auch klanglos sein, es ist doch nicht zeichenlos. Ich denke in der Tat in einer bestimmten Sprache und nicht in einer Sprache überhaupt, Mein Wort, auch dasjenige innere, bleibt nicht leiblos, d. h. formlos, wenn auch des Klanges beraubt; dabei können in meinen Organen gewisse keimartige Artikulationen stattfinden und in meinem Gehirne geht eine entsprechende Arbeit vor sich. Kurz, das Wort kann auch nach außen sich nicht äußern und doch lebt es in seinem Körper, und sein ideales Bild ist in der Vorstellung des Individuums da, wobei unsere schweigenden, klanglosen Worte-Gedanken häufig in das Denken, in das Gehör, in den Monolog übergehen. Eine gleiche Herkunft hat auch jedes lebendige Wort überhaupt, das aus der Finsternis des Schweigens emporhellt. Aber es ist schon darin auch vor seinem Aussprechen da und tritt wie ein Gegenstand aus dem verschatteten Raume heraus, sobald man ein Licht hineinbringt. Und wenn in mir der Wunsch entsteht, meine Gedanken einem anderen mitzuteilen, so muß ich die nur in meiner Phantasie anwesenden Worte, die Wortbilder, dadurch verwirklichen, daß ich sie mit dem Klange oder Zeichenkörper, d. h. in die mündliche oder schriftliche Rede bekleide um damit zu beweisen, daß meine inneren Wortbilder, meine innere Rede, ebenfalls Worte sind, die nur bildlich verwirklicht sind, d. h. die Worte der Einbildung, während das Material dieser Einbildung, das Objekt des Gedächtnisses oder der Phantasie eben das Wort in seiner Konkretheit ist. Die Wort-Rede, das im Verkehr zwischen den Menschen in den Wort-Gedanken übergeht, erscheint und dann von neuem von der Oberfläche verschwindet, ebenso wie ein sich unter der Erde verbergender Strom bei seinem Wiedererscheinen dasselbe alte Gewässer mit sich trägt. Und wenn es noch möglich wäre, abzuleugnen, daß das Denken durch das Wort nicht nur ausgedrückt, sondern auch ausgeführt wird (darüber s. unten), so ist nicht mehr zu bestreiten, daß das innere Wort in uns lebt und den Gedanken noch vor der Rede kleidet. Wir sprechen nicht nur mit lauter Stimme, sondern auch innerlich, zu uns, in uns, sprechen träumend und wachend, im Bewußtsein und im bewußtlosen Zustande; und die verschiedenen Grade der Wortverwirklichung, die verschiedenen Formen des psychischen Worterlebnisses haben keine entscheidende Bedeutung für das Sein oder das Wesen des Wortes, ebenso wie es keine Bedeutung hat, ob ich eine Symphonie Beethovens in einer Orchester- oder Fortepianoausführung höre, ob ich sie mit den Augen in einem Notenbuche lese oder aus dem Gedächtnisse hersinge, oder sie halluziniere, oder, endlich, nur mir einbilde sie in meinem Gedächtnisse durch einen inneren Akt hervorzurufen; denn es handelt sich dabei immer um eine Symphonie Beethovens als solche, um ein musikalisches Bild, das eine gewisse Form besitzt, welche verkörpert werden kann; ja sogar noch mehr — dieses Bild existiert nur in der Phantasie, denn das Formen ist der Form eigen, welche außerhalb desselben nicht existiert, und diese Form selber ist in

dem vorliegenden Falle eben der wahre Körper dieses Werkes. Freilich, indem wir den Ausdruck der Stoiker zu unserem machen, nach welchem die Stimme der Körper des Wortes ist, sollten wir auch die Eigentümlichkeit dieses Körpers nicht vergessen, das sich ebensoviel von jedem naturhaften Körper unterscheidet, wie jedes Werk der menschlichen Kunst. Diese letztere ist die Verkörperung der Absicht-Form; als Träger der Körperlichkeit erscheint hier eben die Form, die doch notwendig in irgendeinem Etwas sich verwirklicht, das bisher formlos (*μη ὄν, ἀπειρον*) war, zum Leibe wird und sich wirklich einen Körper gibt. Die einem bestimmten Bilde zugehörige Form ist eine Energie, eine Kraft, die nicht material, sondern ideal, aber unablösbar von der Materie ist, nur in dieser letzteren existiert und mit ihr antinomistisch verbunden ist, als ihre Verneinung, Ueberwindung und Bejahung. Das ist eine idealisierte, durch die Form aufgehellte Materie, wobei das ideale, selbständige Sein der Form sich eben in ihrer Wirkung, d. h. in ihrer Fähigkeit sich zu verkörpern, verwirklicht, weswegen eben es nicht möglich ist, von einer körperlosen Form zu sprechen, sich von alledem abstrahierend, was sie formt. Auch die relative Unabhängigkeit der Wortform von der Materie ihrer Verkörperung ist verständlich: das Wort scheint in der Tat sich dem gegenüber gleichgültig zu verhalten, ob es ausgesprochen oder geschrieben, oder nur durch die Phantasie in den gewissen inneren, nicht näher bestimmbar Artikulationen verwirklicht wird, da es bei allen diesen Verkörperungen sich selbst treu und mit sich selbst identisch bleibt. Allein, wie jede beliebige Form, hat auch das Wort seine eigene Materie, in welcher es sich vollständig und natürlich verkörpert. Es handelt sich dabei um eine Materie, die jede Form für sich selber wählt und von der sie wieder gewählt wird, für welche sie in gewissem Grade geschaffen ist, so daß in den übrigen Verkörperungen jene vergewaltigt wird und sich nicht mehr als eigentlich, sondern als uneigentlich erweist. In diesem Sinne ist eine Symphonie Beethovens für das Orchester geschrieben, Venus von Milo in Marmor ausgehauen und Notre Dame de Paris aus den Steinen aufgebaut; und darum ist weder die Uebertragung auf das Klavier, noch der Kupferstich und die Gravüren imstande, das Original zu ersetzen, obgleich sie unzweifelhaft die Form desselben wiedergeben, aber ohne die ihr eigene Kraft und den Vollklang, d. h. ohne die Klangfülle ihrer Resonatoren. Das menschliche Wort ist von vornherein und vorzugsweise ein Klangwort, das durch die Redeorgane verwirklicht wird. Hier wird es geboren und hier lebt es in seiner Fülle; und alle anderen Wortformen können als Ueberbauten, Wiederholungen, Kopien, Erzeugnisse dieses Wortes betrachtet werden. Wir denken und schreiben, uns der Worte bedienend, darum, weil wir mit Hilfe des Wortes sprechen und nach dem Gehör, d. h. den Lautkörper des Wortes wahrnehmend, zu sprechen lernen. Eine genauere Betrachtung der Wortnatur zeigt uns, daß das Wort dem Kunstwerke ähnlich ist, oder — warum es nicht offen zu sagen? — ein Kunstwerk — freilich, sui generis — ist. Seine wesentliche Auszeichnung verdankt es eben Form der, der die Fähigkeit sich zu verkörpern notwendig eigen ist und die außerhalb der Verkörperung nicht existiert, während die Materie dabei eine verhältnismäßig sekundäre und auf jeden Fall nicht entscheidende Bedeutung hat. Der Wortkörper ist die innere Form des Wortes und für dieses ist es gleichgültig, mit welcher Schrift und Farbe und auf welchem Papier es gedruckt wird, da es überall sich in seinem eigentümlichen Sein bewahrt. In gleicher Weise

versöhnt sich die gegebene Wortform mit ihren verschiedenen Verwirklichungen, von den lautlosen inneren Artikulationen⁴⁾ an bis auf das Megaphon und das Grammophon⁵⁾. Freilich, man muß sich vor Augen halten, daß es sich hier um das ganze Wort als Form handelt und nicht nur um diejenigen Elemente, die in der Grammatik als formelle Wortpartikeln bezeichnet werden, denn diese grammatische Unterscheidung gehört nicht hierher. Das Wesen der Form besteht in dem Verhältnisse der Teile, in einem bestimmten Rhythmus, in einem Schema. Eben darum ist eine beliebige Vereinigung der Laute, nämlich derselben Laute, aus welchen sich das Wort zusammensetzt (wie z. B. in den Wortgebilden „Wasser“ und „Waress“), oder eine ordnungslose Anhäufung der Buchstaben, wie sie zufällig unter die Hände kommen, kein Wort, denn sie verwirklicht nicht das gegebene Verhältnis, erfüllt also nicht eine bestimmte Form und ist darum nicht ein Wort-Sinn-*λόγος*. Und in der Seele des Hörers oder des Lesers rufen diese Verbindungen höchstens die Klangbilder der einzelnen Buchstaben hervor, die als solche die Worte nicht konstituieren und in die Formeinheit nicht eingehen. Und wenn man sich einen Aphasiefall vorstellen könnte, bei welchem das Wortgedächtnis verloren gegangen und in derselben Zeit das Gedächtnis für die bestimmten Klänge und Buchstaben bewahrt würde, so würden das Wort und die Rede unwiderrüflich verloren gehen. Aber die Klänge und die Buchstaben sind ebensosehr das Resultat der Zerlegung der Worte, wie diese letzteren das Resultat des Zusammensetzens der Buchstaben sind; und wenn die Worte vergessen werden, so hörten auch die Buchstaben auf, das zu sein, was sie sind⁶⁾.

2. Das Wort ist also eine bestimmte Form, die verschieden verwirklicht wird, deren ursprüngliches Material aber der durch die Redeorgane artikulierte Laut ist. Das Wort ist ein Lautzeichen — die Form des Lautes. Aber dadurch ist nur die äußere Schale des Wortes, der physische Körper desselben, bestimmt, welcher allein gar nicht genügt, um das Wort entstehen zu lassen. In der Tat gibt es in der Natur verschiedene Klänge, die eine bestimmte Form besitzen und sich sogar als Produkt der Artikulation der Stimmorgane erweisen: das Geschrei der Tiere, die eine bestimmte Melodie des lautenden Vogelgesanges, sogar die „Rede“ eines zum Sprechen angehaltenen Papageis. Aber sind das wirklich Worte? Unterscheidet sich das alles vielleicht von jener beliebigen Melodie, die ein Vogel, nachdem er sie vom Menschen abgelernt hat, pfeift? Und das Geschrei der Tiere oder sogar dasjenige eines Menschen, der sich im bewußtlosen Zustande befindet, oder leidet, oder betrunken ist? Jedes beliebige musikalische Werk ist ebenfalls eine solche Lautform und nicht ein Wort. Es ist augenscheinlich, daß das Wort nicht wegen der Lautform allein, sondern nur unter einer bestimmten Bedingung zum Worte wird. Diese Bedingung besteht darin, daß das Wort nicht nur eine Form, sondern auch Inhalt hat, etwas bedeutet, in sich einen Sinn verbirgt. Und dieser Sinn ist in den Laut hineingelegt und mit seiner Form verwachsen: darin eben besteht das Geheimnis des Wortes.

Die Bedeutung, der Sinn, ist der notwendige Inhalt des Wortes, ohne den dieses aufhört, das Wort zu sein. „Wasser“ ist ein Wort, aber „Waress“ ist kein Wort, da es nichts bedeutet, obgleich es formell auch ein Wort sein könnte, oder vielleicht es einmal wird, oder sogar in irgendeiner anderen Sprache es schon ist. Jedes Wort hat eine Bedeutung; es gibt kein sinnloses Wort: das

Wort ist der Sinn. Die Sprache besitzt auch die Hilfs Worte, deren Sinn nur im Zusammenhange der Rede verständlich wird. Indem wir solche Worte beiseite lassen, um die zu erörternde Frage nicht komplizierter zu machen, müssen wir behaupten, daß jedes Wort eine Idee bedeutet, und daß es so viele Ideen mit unendlichen Schattierungen und Nuancen gibt, wie viele Worte da sind. Um diesen Reichtum empfinden zu können, genügt es uns, ein Wörterbuch in die Hände zu nehmen. Indem die Grammatik die Worte in eine grammatikalische Form einhüllt, versieht sie dieselben mit einem ergänzenden Sinne, d. h. verleiht denselben eine gewisse Modalität, die wir hier auch beiseite lassen werden, um das Problem nicht frühzeitig zu überlasten. Betrachten wir zur Zeit nur die ursprüngliche Wurzelbedeutung des Wortes, aus welcher verschiedene Nester und Familien der Worte und grammatikalische Anwendungen entstehen. Ein solches elementares Wort, — ein Hauptwort oder ein Zeitwort, — das ein abgehauenes Stück, der Rumpf des Wortes ist, ist noch nicht vollständig geformt, um die Fülle des Lebens genießen zu können; aber es ist schon als das Wort, als der Sinn, als die Bedeutung, als die Idee geboren. Wir wissen weiter, daß ein und dasselbe Wort Dutzende verschiedener Sinne im metaphorischen Gebrauche erwerben, und daß ein und dasselbe Ding durch Dutzende verschiedener Worte ausgedrückt werden kann: das sind die Phänomene des immer fortlaufenden Lebens. Aber wenn wir diesen Strom der Worte aufhalten, was wir freilich nur durch eine Anstrengung des abstrahierenden Denkens ausführen können, und ein bestimmtes Wort in einem beliebigen konkreten Gebrauche aussondern, so werden wir konstatieren, daß es unerläßlich eine Bedeutung hat und eine Idee ausdrückt. Die ganze Schwierigkeit, diesen Prozeß ins Auge zu fassen, besteht darin, daß die Rede immer in einer Bewegung ist, daß sie die Physiologie und die Geschichte, aber weder die Anatomie noch die Mechanik ist. Und doch sind wir imstande, durch eine Anstrengung des Denkens den Atem des Wortes in jedem beliebigen Punkte aufzuhalten und zum Stehen zu bringen. Als Beispiel nehme ich die Phrase: das Meer blitzt blendend. Diese Phrase besteht aus drei Worten, die in ihrer Vereinigung einen Sinn erweisen. Aber sie erweisen nur darum diesen Sinn, weil sie auch vereinzelt genommen Worte sind: jedes von denselben hat seinen eigenen Sinn, wodurch es also seine eigene Idee ausdrückt: die Idee des Meeres, diejenige des Blitzens und diejenige des Blendens. Und das ist nicht alles, sondern jedes dieser Worte drückt seine eigene Idee unabhängig von der jeweiligen Anwendung, überhaupt vor seinem Gebrauche in einer bestimmten Phrase, also beziehungslos aus. Nur dadurch ist der Wortgebrauch im Reden, der Gedankenausdruck überhaupt möglich, daß jedes Wort ganz unabhängig einen eigenen Sinn hat, seine eigene Idee ausdrückt, ein Element des Denkens ist. So z. B., um die komplizierte Farbensymphonie eines Bildes mit den reichsten Schattierungen und Nuancen, der wundervollen Kompliziertheit und dem Vollklange des Ganzen schaffen zu können, muß man die einzelnen Farbelemente, die Farbenklänge schon vorbesitzen, ebenso wie für das Zustandekommen einer Symphonie Beethovens die Klangelemente in ihrer ganzen Verschiedenheit und Fülle notwendig sind. Und obgleich im ganzen Komplex einer Rede die Bedeutung eines jeden Wortes nicht nur von sich selbst abhängt, sondern auch von allen anderen dazu gehörenden Worten, d. h. von dem ganzen Sinne der Phrase, muß doch jedes Wort als solches, d. h. früher als es in irgend-

einem Kontexte erscheint, — oder, besser, in jedem möglichen Kontexte, wo es erscheint, — seine eigene Bedeutung haben und bewahren, gleich welche Färbung oder Veränderung es sonst haben möge. Darin eben besteht das Prius des Sinnes: durch die Worte, die der Bedeutung enthoben sind, kann gar nichts ausgedrückt werden. Wenn die Bedeutungen erlöschen und die Worte absterben, sich losreißen und aus ihren Nestern tot abfielen, so ginge jede Möglichkeit, etwas zu sagen oder zu denken, verloren. Daraus entsteht die erste Wortantinomie: I) Das Wort hat nur in einem Kontexte, in einem Ganzen, einen Sinn; das einzelte isolierte Wort existiert nicht; die einzelnen Worte sind Abstraktionen, da es in Wirklichkeit nur eine zusammenhängende Rede gibt; II) nichtsdestoweniger hat das Wort seine eigene unabhängige Bedeutung, seine eigene Färbung, und es muß dieselbe haben. Nichts existiert außerhalb des Alls, des Kosmos, und die Worte existieren ebenfalls nur innerhalb der Wortallgemeinheit des Kosmos; aber nichtsdestoweniger ist der Kosmos keineswegs eine alles absorbierende Einheit, sondern eine konkrete Mannigfaltigkeit, in welcher alles Individuelle sich hält. Wenn wir ein jedes Wort in jeder seiner sich in der Geschichte äußernden Form nehmen, so werden wir jedesmal zu dem Schlusse gelangen, daß es unmöglich ist, ein einzelnes Wort zu bestimmen und es aus dem lebendigen Kontexte auszusondern; und dennoch ist es eine Tatsache, daß es als Sinn darin anwesend ist, und daß seine Idee ihrer Beschaffenheit nach darin leuchtet.

Wenn wir das Wortpräparat unter das Denkmikroskop stellen wollten, um zu einer eidetischen Einsicht seines Wesens zu gelangen, so müssen wir den Sinn des Wortes, seine Idee, in ihrer Unmittelbarkeit, beziehungslos und unabhängig von der Stelle nehmen, die ihr die Grammatik und die Syntax anweisen, ebenso wie auch von derjenigen, die ihr die Logik freiläßt. Die Idee, als Wort-sinn, ist die reine Qualität des Sinnes, die vom Kontexte aus keine sekundäre Bestimmung, keinen Ersatz-Ausdruck duldet und zuläßt. Sie muß durch das Gehör, als ein bestimmtes Klingen von einer bestimmten Höhe und einem bestimmten Tone wahrgenommen werden. Sie muß auch von der psychologischen Schale befreit werden, obgleich ja dieselbe immer dazugehört (und gewöhnlich ist es eben diese Schale, welcher die Psychologen und die Linguisten ihre Aufmerksamkeit schenken: die Apperzeption, die Assoziation, die Reflexe, die Vorstellungen, die Wahrnehmungen, der Begriff usw. — von alledem sind manche Lehrbücher der Sprachwissenschaft übervoll; als Beispiel eines solchen psychologischen Gemisches können die Lehrbücher Steintals angeführt werden, den man deshalb eine Autorität anspricht). Die psychologische Schale weist nur die begleitenden und relativ äußeren und zufälligen Bedingungen dessen auf, wie das Sinnwort hervorwächst, aber sie ist außerstande, seine Erscheinung als solche zu erklären. Eben darum inbezug auf das Wort als solches, d. h. als Idee oder als Sinn, gilt es nicht, danach zu fragen, ob dieses oder jenes konkrete Wort: das Wasser, das Licht, die Finsternis, das Buch, eine Vorstellung oder ein Begriff, etwas Konkretes oder etwas Abstraktes, zum Ausdrucke bringt. Es kann sein, daß es zugleich ebenso das Eine wie das Andere und das Dritte ausdrückt. Es ist sowohl die eine als die andere psychologische Bestimmung und Erfüllung dieses Wortbildes möglich. Es kann verschieden gebraucht werden: im Falle der Vorstellung ebenso wie in demjenigen

des Begriffs oder der „Wahrnehmung“ oder des „objektiven Urteils“ (bei Kant). Aber das alles steckt noch nicht in dem Worte selbst, das nur die Idee enthält, die an sich, als eine bloße Qualität, außerhalb jeder Beziehung, oder besser, vor jedem Bezug auf den einen oder anderen logischen Gebrauch und auf das mit demselben verbundene Erlebnis, existiert. Ein Sinn entflammte und ein Wort ist geboren: das ist alles! Eben darum wird das eidetische Wesen des Wortes ganz außer acht gelassen, wenn man, um seine Natur zu verstehen, die Fälle der sekundären Wortbildung, genauer des neuen Gebrauches eines schon existierenden Wortes nimmt, wie es z. B. bei den Wendungen wie dieses: „nennen wir das so und so“ geschieht, da die Worte hier den Charakter der Straßenpfähle erhalten, die ganz willkürlich und eines bestimmten Zweckes halber da aufgestellt werden. Die Worte werden geboren und lassen sich nicht erfinden; sie entstehen vor diesem oder jenem Gebrauche, und darin eben besteht das Wesen der Sache. Manchmal wird die Sachlage fast so dargestellt, als ob man der Bequemlichkeit willen sich verabredete, die Worte zu erfinden, um mit Hilfe derselben die Gegenstände zu bezeichnen; aber dabei wird die noch nicht gelöste Frage bloß in ein neues Problem eingeklemmt; und selbst die auf die Worte sich beziehende Verabredung setzt nicht selten die Existenz derselben schon voraus.

Die Worte, als das Urelement des Denkens und des Redens, sind also die Träger des Gedankens und drücken die Idee als eine einfache und nicht mehr zerlegbare Qualität des Seins aus. Das ist ein Selbstzeugnis des Kosmos in unserem Geiste, sein Erklängen darin. Die Begriffe, die Vorstellungen, die Urteile, kurz, alle Erzeugnisse des Redens und des Denkens sind schon weitere Produkte des Wortgebrauchs, und darum können sie keineswegs bei der Wortklassifikation und Worterklärung ihre Anwendung finden. Nur die Begriffe und nicht die Worte können abstrakt, allgemein und vereinzelt, subjektiv und objektiv usw. werden. Die Worte aber stehen alle ohne Unterschied außerhalb dieser Gegensätze: sie sind reine Bedeutungen, Denkqualitäten, die im Innern des Menschen zur Aussprache gelangten Ideen⁷⁾. Freilich, jeder Wort-Gedanke oder jede Idee erscheint im Reden in einem geformten Zustande, ist als ein Element der Rede gegeben. Ihm gebührt eine bestimmte Stelle im Satze, und es hat ein ethymologisches Gesicht, d. h. es ist ein bestimmter Redeteil, der in einer bestimmten Form, Zahl, Zeit, Person und nach einem bestimmten Fall und Modus usw. genommen wird. Nichtsdestoweniger handelt es sich dabei überall nur um den verschiedenen Wortgebrauch eines und desselben Urelementes: des Sinnes. So z. B. die Worte Licht, im Lichte, vom Lichte, licht, leuchtet, Leuchte, beleuchten usw. sind alle die Varianten oder genauer die Formungen eines und desselben Sinnes, d. h. der Wort-Idee „Licht“. Ebenso sind die Worte: Wolf, Wölfe, wölfisch, Wolfheit, Wölfchen usw. die Varianten der Idee „Wolf“.

Der Wort-Gedanke kann nie in seiner reinen Form gezeigt werden, da alle Worte geformt und in den Redeorganismus hineingezogen sind und darum eine bestimmte Nuance des gegebenen Sinnes, d. h. seines Gebrauches wiedergeben. Als ein solcher Wort-Sinn erweist sich freilich nicht einmal die Wurzel, da das Wurzelwort, als ein solches, wirklich existiert und sich nicht nur als Resultat einer bloß philologischen Analyse, einer Abstraktion ergibt. Wegen seiner

Stellung in dem Satze und der Ordnung der Worte weist es immer die eine oder die andere Sinnesnuance auf, wie es in der chinesischen und in einem gewissen Grade auch in der französischen und englischen Sprache der Fall ist. Es versteht sich von selbst, daß der Kern des Wortsinnes eben an die Wurzel gebunden ist, wie es der Vergleich der von einem und demselben Sinne versehenen, aber verschiedene Schattierungen desselben aufweisenden Worte zeigt, wo eben die Wurzel oder wenigstens die Grundlage, d. h. die komplizierte Wurzel, standhaft und unveränderlich bleibt. Und dennoch kann man nicht sagen, daß die Wurzeln nur Abstraktionen in dem Sinne sind, daß sie eigentlich als solche nicht existieren, sondern daß nur die Worte oder sogar die Sätze existieren⁹⁾. Die Wurzeln existieren, wenn nicht gerade mehr, so auch nicht weniger, als übrige Wort- und Redeteile, als Worte und Sätze, da die Teile sicherlich nicht weniger als das Ganze existieren. Aber mit den Wortwurzeln sind die ganz bestimmten Funktionen verbunden, und eben diese erweisen sich als Träger der Sinnesbedeutung; eben mit denselben steht im Zusammenhange der Sinneskern, die Idee selbst, welche in allen durch die gegebene Wurzel und die gegebene Bedeutung charakterisierenden Worten unabänderlich bleibt, indem alles übrige nur eine Formungsbedeutung hat und nur die Nuancen unterstreicht. Und wie es kein Wort gibt, das nur aus der Wurzel besteht — denn sogar in dem Falle, wenn es lautlich so ist, spielt doch der Kontext die Rolle der Flexion, der Praefixe, der Suffixe usw., — ebenso gibt es kein absolut isoliertes Wort, das in den Redebestand nicht einginge und somit außerhalb der bestimmenden Formung und des bestimmenden Zusammenhanges stünde. Der Zusammenhang und die Formung sind in der Natur des Wortes in demselben Maße wie auch der Sinn vorausgesetzt: — das kann man nicht leugnen; aber ebenso sehr kann man nicht auch den Kern des Wortes, d. h. die Wurzel, wegleugnen, mit welcher die Wortbedeutung, die Idee, der Sinn, verbunden ist. Die formalen Elemente sind allgemein und einförmig, die Wurzelemente sind individuell und eigenartig; und der Sinn ist mit der Wurzel verbunden.

Jetzt stellt sich vor uns die wesentlichste und, man kann sagen, für das Verstehen des Wortes verhängnisvolle Frage danach, wie man die Wortbedeutung, den Wortsinn, verstehen soll. Was will es heißen, daß die Worte eine Bedeutung haben? Was für eine Herkunft haben die Wort-Ideen? Kaum öffnen wir den Mund, um diese Frage zu formulieren, als wir uns schon der Psychologie überantworten, die ohne Zögern diese Angelegenheit in ihre Hände nimmt, die ihr die naive Sprachwissenschaft vertraulich übergibt. Und sie erörtert mit Eifer die Assoziationen, die Apperzeptionen, die Wahrnehmungen und Vorstellungen und zeigt den Weg, auf dem aus Sinneserzeugnissen die Vorstellung entsteht, zu welcher sich nur später, der Bequemlichkeit der Bezeichnung halber, ein bestimmtes Zeichen fügt und in dieser Weise die Entstehung des Wortes bewerkstelligt. Die Ursache der Wortenstehung kann in der Lautnachahmung gesehen werden (die onomatopoeische Theorie⁹⁾, oder das Geheimnis derselben kann in die unwillkürlichen Ausrufungen, d. h. in die Interjektionen (die interjektionale Theorie¹⁰⁾, oder in die inneren Gebärden¹¹⁾ (die psychophysiologische Theorie) verlegt werden; aber immer, jeder dieser Theorien nach, entsteht das Wort aus dem Bedürfnis, eine konventionelle verkürzte Bezeichnung für einen bestimmten, mehr oder weniger komplizierten psychologischen Inhalt zu erhalten. Die Wortfunktion ist

repräsentativ: das Wort enthält nicht den Sinn, sondern bezeichnet nur denselben; es handelt sich dabei gleichsam um das Papiergeld in Metallvaluta, um ein unentbehrliches und nützliches Ersatzmittel, um eine Abbeviatur des psychologischen Komplexes. Es ist ein Resultat der nach der Kräfteökonomie strebenden psychologischen Technik, ein Erzeugnis der eigentümlichen Wirtschaftlichkeit der Seele. Das Wort ist von dem Menschen in einer oder anderer Weise erfunden oder erdacht, um seinen Bedürfnissen, d. h. den Bedürfnissen des Verkehrs und des Denkens zu genügen; oder es ist den psychologischen und psychischen Gesetzen nach entstanden und hat sich dann vermittelt der „Entwicklung“ vervollkommnet. Wie bekannt, ist aber diese letztere imstande, die Entstehung jeder beliebigen Sache aus ihr zu erklären, weshalb sie jetzt als herrschende Theorie erscheint, die als Ausgangspunkt die Vorstellung von homo alalus annimmt, der allmählich die Sprache erfindet; und diese Vorstellung scheint manchen naiven Leuten genau so beweiskräftig und überzeugend zu sein, als der Pithekanthropus für die Darwinisten. Dabei erweisen einige Forscher dem Menschen die Ehre, ihm das Denkvermögen, welches ihn vom Tiere unterscheidet, ja sogar das Sprachvermögen zu belassen, während für die anderen das Denken und das Wort in dem Prozesse der Entwicklung entsteht. Eine gemeinsame Eigentümlichkeit dieser Erwägungen über die psychische Genesis der Sprache in bezug auf die behandelte Frage bildet die *ignoratio elenchi*, d. h. die Tatsache, daß sie an dem Inhalte der Frage selbst vorbeigehen und doch diese als gelöst voraussetzen. Alles, was in dem Menschen vor sich geht, geht sicher durch sein psychologisches Milieu hindurch und untersteht der Wirkung des psychischen Mechanismus, d. h. dem psychischen Werden. Und wenn wir aufmerksam diesen psychischen Mechanismus betrachten, so gelingt es uns, vieles kennen zu lernen, was sich darauf bezieht, wie sich diese oder andere Funktionen in der Seele betätigen, wie die Seele sich zusammennimmt, sich anpaßt, den Gewohnheiten unterwirft und den Automatismus schafft. Und für das Verständnis der Phänomene des Automatismus der Sprache und der genetischen Prozesse ihrer Entstehung ist die Psychologie imstande, vieles zu leisten. Aber außerhalb der Frage nach dem Wie, gibt es noch die Frage nach dem Was; und außerhalb der Frage nach dem Sprachmechanismus und dem psychischen Automatismus gibt es die zentrale Frage nach dem Sein der Sprache selbst, d. h. nach der Natur des Wortes. Denn wenn das Wort existiert, so kann die Psychologie ihre Dessins auf dem sprachpsychologischen Gebiete zeichnen; ebenso wie wenn das Denken existiert, so kann sie die psychischen Denkgesetze analysieren, und wenn die Dichtkunst existiert, so kann sie die Gesetze des dichterischen Schaffens entwickeln, und wenn die Wissenschaft existiert, so kann sie die Gesetze des wissenschaftlichen Schaffens darstellen usw. Aber die genetische Untersuchung kann die Entwicklung und nicht das Erscheinen dessen, was sich entwickelt, nicht die Entstehung oder die Geburt desselben, beobachten, da die Evolution diese letztere ausschließt, indem sie nur mit dem schon Entstandenen und Gegebenen zu tun hat. Wenn die Sprache gegeben ist oder das Wort existiert, so kann auch die Evolution der Sprache und die Psychologie derselben da sein; wenn aber die Sprache nicht existiert, so wird dabei auch die Evolution nichts ausrichten. Die mit den schon fertigen Gegebenheiten arbeitende Psychologie kann dort, wo nicht mehr von den psychologischen Umständen, unter denen jene Gegebenheiten

existieren und sich entwickeln, sondern von diesen Gegebenheiten selbst, die Rede ist, nichts sagen, und sie kann die Geheimnisse des Wortes weder verstehen, noch erklären. Die Modeevolution taugt hier überhaupt und absolut nicht und tritt nur wegen eines Mißverständnisses hervor, gleichgültig in welcher Form man sie vorbringen wird. Noch weniger aber kann man sich mit der Idee der absichtlichen Erfindung der Sprache begnügen. Wer war denn dasjenige Genie, das die Sprache erdacht hat? Und wie gelang es ihm, nicht nur sie zu erdenken, sondern sie auch allen anderen mitzuteilen und alle anderen zu überzeugen, sie zu erlernen und zu gebrauchen, da die Sprache ein Gemeingut ist? Wann und wo geschah es? Was für Symptome sind es, die bezeugen, daß es eben so vor sich ging? Wenn man dabei versucht, sich auf die Ferne der Jahrhunderte zu berufen, in denen nichts mehr zu sehen ist, so wird man ganz augenscheinlich sich eines *asylum ignorantiae* bedienen, wobei jene graue Ferne gestatten wird, sie mit jedem beliebigen Inhalte auszufüllen. Und wenn ich behaupte, daß es Pallas Athene gewesen sei, die die Sprache den Menschen gegeben hat, wie es auch wirklich die Griechen dachten? Vielleicht wird das Ihnen nicht gefallen? Aber dann sagen Sie ganz offen, daß Sie Ihre Erklärung nur darum hervorbringen, weil sie Ihnen gefällt und Ihre Vorurteile fördert. Und was für eine, alle Kräfte übersteigende und phantastische Arbeit müßte von jenem ausgeführt werden, der sich bemühen wollte, die Sprache zu erdenken! Und was für eine Genauigkeit des Denkens müßte er besitzen, was für ein starkes Gedächtnis haben und was für eine Erfindsamkeit bezugen! Nun kann dabei die Evolution, insbesondere die soziale Entwicklung, vielleicht Hilfe leisten? Ja, ja: sie leistet für Sie alle möglichen Wunder! Aber im behandelten Falle müßte doch alles von vornherein in einem einzigen Kopfe enthalten sein: ein einziger müßte zunächst die Sprache erfinden und dann sie noch den anderen mitteilen, damit auch sie sich überzeugen ließen, sich die Sprache aneigneten und verstünden. Wie aber kann man die Sprache mitteilen, solange sie nicht da ist? Das ist eine wirklich schwierige Aufgabe! „Die Gedanken ohne die Rede und die Gefühle ohne den Namen“ — wie können sie mitgeteilt und genannt werden? Dazu muß man, wie es sich von selbst versteht, die Sprache, die Worte, schon zu seiner Verfügung haben. Mit anderen Worten, das, was zu erklären ist, wird hier schon vorausgesetzt. Aber dabei wird auch eine andere und noch wichtigere Annahme gemacht, die jedoch ebenso sehr inkonsequent ist, wie die vorausgesetzte Anwesenheit der Rede vor der Erfindung derselben. Und zwar handelt es sich hier um die Annahme der blinden und tauben Gedanken ohne Worte. In der Tat, es wird dabei vorausgesetzt, daß der erfundene *homo alalus*, der im genügenden Maße ein Affe ist (denn es gefällt so unseren Darwinisten!), seinen Landsleuten vorgeschlagen hatte, ihre Gedanken und Ideen durch die Worte auszudrücken, damit die Gedanken und die Worte zusammenwachsen und dadurch der Wort-Sinn entstünde. Aber eben diese Annahme der Gedanken ohne Worte, d. h. die Annahme der von den Worten entblößten, in denselben nicht verkörperten und in derselben Zeit doch schon entstandenen und bewußt gewordenen Gedanken, ist der denkbar größte Unsinn, da dabei das Unauflösbare doch zerrissen wird. Die Gedanken ohne Worte existieren ebensowenig, wie die Worte ohne den Sinn. Wir können nicht den Gedanken von dem Worte oder das Wort von dem Gedanken gedanklich trennen, ebensowenig wie wir imstande

sind, unseren Schatten von uns wegzudenken. Und das ist keine organische oder psychologische Unmöglichkeit, kein Mangel an Gewohnheiten oder an Mechanismus (wie z. B. im Falle meiner Unfähigkeit auf dem Klavier zu spielen, da mir ein assoziativer Mechanismus und überhaupt ein entsprechender Automatismus fehlt), sondern eine bloß subjektive tatsächliche Unmöglichkeit, die sich bei den anderen nicht fühlen läßt und auch bei mir, wenigstens prinzipiell, eliminiert werden könnte, wenn ich das Klavierspiel erlernen wollte. Und das ist auch nicht die logische Unmöglichkeit, die sich durch den Widerspruch und die Verletzung des Identitätsgesetzes charakterisiert, wie es im Falle des runden Quadrats geschieht, da kein logischer Widerspruch in dem Gedanken enthalten ist, daß die Worte von den Gedanken abgesondert werden können, wobei auf einer Seite die ganz entblößten, nicht in die Worte gekleideten Gedanken bleiben und auf der anderen Seite die des Sinnes beraubten Worte stehen, die aber schon bereit sind, einen Sinn zu erhalten. Es ist möglich, das zu denken, und die formale Logik ist unfähig dabei ihr wesentliches Wort auszusprechen, da sie hier keine formelle Ungenauigkeit bemerkt. Aber hier liegt die ontologische Unmöglichkeit vor, die in der Natur der Rede und des Denkens selbst steckt und ihre Unauflösbarkeit feststellt. Wir sind nicht imstande, weder den Gedanken von dem Worte, noch das Wort von dem Gedanken gedanklich abzusondern, d. h. ihren Zusammenhang zu zerreißen, ebenso wie wir außerstande sind, sie untereinander zu verschmelzen, d. h. sie bis auf eine vollkommene Verschmelzung zu identifizieren, sondern wir sind des sich in dem Worte geborenen Gedankens und des den Gedanken ausdrückenden Wortes (d. h. der Zweieinheit des *λόγος*) bewußt¹³⁾. Und das ist ein endgültiger, unwiderruflicher Rechtsspruch, den jeder Psychologist zur Kenntnis und zum Gebrauche nehmen soll, der die genetischen Prozesse studiert und erläutert. Hier haben wir vor uns ein Axiom, das nicht bewiesen, sondern nur aufgedeckt werden kann, und dessen ganze Ueberzeugungskraft nur in der Vorführbarkeit, d. h. in der unmittelbaren Evidenz liegt. „Aber wir denken auch ohne die Worte“ sagen diejenigen, die hinter die Kulissen des Denkens vordringen wollen, um zu belauern, was dort, d. h. hinter dem Worte, geschieht (ebenso wie wenn wir es belauern wollten, was in unserem Zimmer während unserer Abwesenheit geschieht). Manche Leute begnügen sich mit der Konstatierung dessen, daß eine gewisse Anstrengung des Denkens oder sogar überhaupt der schaffende Impuls ohne die Worte vor sich geht¹⁴⁾. Aber dabei ist noch nicht die Rede von dem Gedanken, sondern von dem, was seiner Entstehung vorhergeht, d. h. von der Anstrengung des entstehenden Denkens, von der Angespanntheit des Verstandespulses; kurz, es handelt sich dabei nicht um den Gedanken, sondern um das Denken als Willenstätigkeit, als Energie, und vielleicht auch nicht um das Bewußtsein, sondern darum, was tiefer als dasselbe liegt, von dem „Unterbewußtsein“. Vielleicht in bezug auf das Denken als psychische Anstrengung und in der Betrachtung auch des Denkens als Entstehung des Gedankens daraus, was noch nicht der Gedanke ist, obgleich es denselben auch erzeugt, kann es wirklich so sein; aber unser Urteil bezieht sich auf den schon existierenden Gedanken und das schon ausgedrückte Wort; und hier bewahrt der Satz seine absolute Kraft, daß *λόγος* ebenso der Gedanke wie das Wort ist. Das Wort ist nicht allein ein Werkzeug des Gedankens, wie man es häufig behauptet, sondern auch der Gedanke selbst; und

der Gedanke ist nicht nur ein Gegenstand oder Inhalt des Wortes, sondern auch das Wort selbst. Und dennoch ist der Gedanke nicht das Wort, denn es ruht in sich selbst, und das Wort ist nicht der Gedanke, denn es besitzt sein eigenes Leben. *Λόγος* hat eine doppelte Natur: in ihm sind das Wort und der Gedanke, der Körper und der Sinn unzertrennlich und unerschmolzen vereinigt. Und dasselbe, was von dem Gedanken und der Rede behauptet werden kann, ist auch von dem Worte — Sinne zu behaupten. Man kann nicht von der Genesis des Sinnes und von derjenigen des Wortes als zwei unabhängigen Sachen, — oder von ihrem nachfolgenden Zusammenkleben und Aufeinanderlegen sprechen. In diesem Sinne gibt es überhaupt keine Wortgenesis und kann sie nicht geben: das Wort kann nicht durch einen Prozeß entstehen. Es kann existieren oder nicht existieren, in dem Bewußtsein gegeben oder nicht gegeben sein; das ist eine Frage der Tatsachen. Als etwas schon Existierendes kann es auch eine Entwicklung aufweisen und eine Geschichte und in diesem Sinne auch eine Genesis haben; aber das wird durchgängig eine Geschichte des schon gegebenen und existierenden Wortes sein. Das Wort selbst kann man ebensowenig erklären, wie den Gedanken: weder das Wort noch der Gedanke haben in diesem Sinne eine Genesis oder ein Entstehen, sondern einfach sie sind. Den Gedanken kann man nur vermittels eines Gedankens erklären, oder indem man über ihn denkt, was augenscheinlich ein fehlerhafter Zirkel ist. Ebenfalls auch die Entstehung des Wortes kann man nur vermittels des Wortes erklären, also indem man die schöpferische Wortenergie schon als vorhanden und das innere Wort schon als ausgesprochen voraussetzt. Es gibt keinen Gedanken, der nicht in dem Worte verkörpert ist, und es gibt kein Wort, das nicht den Gedanken verkörpert. In diesem Sinne ist es eine falsche Aufgabe, ein Mißverständnis, ein Mangel an Verstand, die Herkunft des Wortes zu erklären suchen. Das Wort ist unerklärbar: es existiert bloß in seinem wunderhaften Urgeschaffensein. Und das, was in ihm das Bewunderungsvollste und zugleich auch das Wesentlichste ist, sind die Untrennbarkeit und die Unschmelzbarkeit des Sinnes und der Form, der Idee und des Körpers. Wie die Idee ohne die Verkörperung nicht existiert, ebensowenig können auch die Laute als Worte gelten, wenn denselben die Idee fehlt.

Aber sind in der Tat die Idee und die Form so unzertrennlich untereinander verbunden, wie wir es hier behaupten? Spricht vielleicht nicht die Existenz der zahlreichen und verschiedenen Sprachen dagegen? Läßt sich vielleicht nicht eine und dieselbe Idee je nach der Sprache in verschiedene und mannigfaltige Formen einhüllen. Gibt es die Sprache überhaupt oder nur einzelne Sprachen, das Wort überhaupt oder nur die Worte? Das ist ein ernstes, schwieriges und zugleich auch uneliminierbares Problem. Gibt es nur eine einzige wahre Sprache (für welche man lange Zeit die hebräische hielt, wie auch viele Leute wahrscheinlich noch jetzt sie dafür halten), während alle übrigen Sprachen nur ihre Variationen oder Surrogate sind? Und wenn es nicht so ist, was ist denn mit den mehreren hundert oder vielleicht tausenden verschiedenen Sprachen zu machen, die die zeitgenössische Sprachwissenschaft kennt? Aber auch wenn wir die erste Hypothese annehmen sollten, so würden wir uns gezwungen sehen, zu gestehen, daß in dem gegebenen Zustande der Sprache alle die Mundarten gleichberechtigt und äquivalent sind und mit verschiedenen Mitteln demselben Ziele dienen. Mit anderen Worten, ihre Worteinhüllung in die Laute einer ge-

gebenen Sprache wird nur zu einem tatsächlichen Mittel, das innerlich unveränderliche Wort, sozusagen den *Metalogos*, den Gedanken zu verwirklichen. Eben dieser innere Wort-Sinn, die Idee, macht aus denselben die Worte. Was heißt eine andere Sprache erlernen oder in eine andere Sprache übersetzen? Das heißt ein und dasselbe innere Wort in verschiedene Kleider einhüllen, d. h. es verwirklichen. Und diese Verwirklichung, d. h. die Sprache als Mundart, ist eben eine relative, geschichtliche Angelegenheit. Diese Sprache wird erlernt, sie kann erworben werden; die Sprachen entstehen, sterben ab, sie unterstehen überhaupt der Geschichte, der Psychologie und jeder Art der genetischen Untersuchung. Wie wir die Wortnatur und die Struktur jeder konkreten Sprache auch verstehen können, müssen wir doch immer sagen, daß die Sprachmannigfaltigkeit das Wort der chinesischen Schrift ähnlich macht, in welcher bestimmte Schriftzeichen, die die ganzen Worte bezeichnen, von jedermann nach seiner eigenen Art gelesen werden, wobei die Einwohner der verschiedenen Provinzen sich untereinander nicht verstehen. Der innere Wort-Sinn erinnert an die chinesische Schrift. Aber es ist eben die Unerschmelzbarkeit des Körpers und der Idee in dem Worte, von welcher die Tatsache der Sprachmannigfaltigkeit bezeugt, bei welcher jedoch ein und dasselbe Wort, — ja, eben das Wort und nicht der Begriff, der gewöhnlich hier unterschoben wird, — sich in verschiedenen Sprachen verschieden verwirklicht. Wenn die Idee und ihre Verkörperung sich vollkommen verschmelzen und durchdrängen (wie es auch in dem Falle einer absoluten göttlichen Sprache zu denken ist), so würden sie unzertrennlich; jetzt aber betrachten sie einander nur gegenseitig und manchmal werden sie für einander alt, gehen vollständig auseinander, sterben eines für das andere und tragen überhaupt das Siegel der Zufälligkeit und der Vergänglichkeit an sich. Wie Humboldt sich einmal ausgedrückt hat: „Die Sprache entsteht selbsttätig nur aus sich selber, während die Sprachen von den Nationen abhängen, denen sie gehören.“

Das innere Wort, die Idee, der Sinn ist also der wahre Kern des Wortes, der in seiner Worthülle enthalten ist. Die Worte der verschiedenen Sprachen, d. h. verschiedene Hüllen, reihen sich an einen und denselben Sinn an, und eben dieser Sinn ist es, der sie zu den Worten macht. Was heißt sprechen, die Worte aussprechen? Das heißt, vermittels der Worte die Bedeutungen als verkörperte Ideen in dem Bewußtsein erwecken. Dabei kann man verschieden sprechen; und erstens kann man mit sich selbst sprechen, d. h. in sich selbst die Bedeutungen erwecken. Ich kann denken und dabei „innerlich“, oder mit der Feder in der Hand, das Wort in schriftliche Form einhüllend, sprechen. Dabei werde ich mich in einer bestimmten Sprache ausdrücken, d. h. nicht die Worte überhaupt, sondern die bestimmten und konkreten Worte gebrauchen. Aber sprechen heißt gewöhnlich, in einem Worte-Verkehr stehen. Dieser Verkehr erfolgt auch in einer bestimmten Sprache, wobei es prinzipiell gleichgültig ist, was für eine Sprache gebraucht wird, und das wichtigste besteht darin, daß in der Seele des Zuhörers dieselben inneren Worte erschallen und dieselben Bedeutungen sich entzünden lassen, die auch der Sprechende meint. Die Worte verwirklichen die ihnen zukommende Kraft, die Bedeutungen zu realisieren, d. h. die Idee in dem menschlichen Bewußtsein zu erwecken. Alles übrige, der Lautkörper des Wortes, die physischen und physiologischen Bedingungen des Gehörs, sein Gehirnssubstrat — alles das gehört nur der Realisation, der Verwirk-

lichung an; das sind nur die Drähte und der telegraphische Apparat, aber nicht das Telegramm selbst. Das Wesen der Rede ist aber die Erweckung der Bedeutungen, das Leben der Ideen-Worte in dem Menschen, die die Bewußtseine der Menschen untereinander verbinden, wobei diese Verbindung vermittle der Sprache erfolgt. Dieses innere Wort besitzt sein eigenes Leben, noch ehe es sich in dem Worte, in dem Bewußtsein, verkörpert und sich darin verwirklicht.

3. Ist es möglich, die Entstehung der Wort-Ideen durch irgendwelche Ursachen zu erklären, die in der menschlichen Psyche als einem psychologischen Mechanismus enthalten sind? Hier finden wir vor uns verschiedene Lehren von der Entstehung des Wortes aus den Assoziationen, Apperzeptionen, Reflexionen, Artikulationen; aber mit alledem wird bis zu einem gewissen Grade nur der psychische Mechanismus der Sprache, höchstens die psychische Seite der Entstehung eines oder des anderen Wortes erklärt, sein Aufkeimen beleuchtet. Keineswegs aber werden alle diese psychischen Erklärungen imstande sein, die Herkunft des Wortkerns, d. h. der Ideation selbst, zu erklären und auf die Frage danach die Antwort zu geben, warum diese Kern-Idee, die ein unabhängiges Leben führt und fähig ist, in dem Bewußtsein jedes Menschen aufzublitzeln und seine Lebenskraft länger zu bewahren, als die in den Gräbern der Pharaonen gefundenen Samenkörner es können, — denn die in dem ältesten Schrifttum bewahrten Körner verloren keineswegs ihre Lebendigkeit, ihre Unsterblichkeit, — warum also diese Kern-Idee sich aus den Wahrnehmungen, Erlebnissen und Zusammenhängen herauschälen läßt. Zwischen den psychologischen Erklärungen der Wortherkunft und dem Worte selbst entsteht ein unvermeidlicher Hiatus. Seinem Wesen nach kann das Wort absolut nicht psychologisch, in psychologischen Termini erklärt werden, obgleich es bei seiner Verkörperung in einer psychologischen Hülle auftritt; das Problem des inneren Wortes kann sogar nicht psychologisch gestellt, durch die psychologische Zange ergriffen werden. Freilich, jedes schöpferische Erzeugnis kann und in einem gewissen Sinne vielleicht sogar soll auch psychologisch gedeutet werden: eine Venus von Milo, eine IX. Symphonie, ja alles, was es auch sei; aber erklärt dabei jede, auch sorgfältigste psychologische Analyse das eidetische Wesen derselben? Was für Ergebnisse eine solche psychologische Analyse auch erhalten könnte, die Venus von Milo lebt fortwährend ihr eigenes, sogar von dem Bildhauer selbst unabhängiges Leben. Noch mehr: sie konnte eben darum geschaffen worden sein, weil sie in diesem gewissen Sinne unabhängig von ihren Realisationsmitteln da ist; sonst würde die Psychologie des Schaffens nichts erzeugen. Gleicherweise lassen sich auch die Worte nur darum durch den psychologischen Mechanismus ergreifen oder realisieren, weil sie schon existieren; ebenso wie es unzureichend ist, um eine fremde Sprache zu erlernen, bloß das Gedächtnis und die freie Zeit dazu zu haben, sondern die Sprache selbst soll schon im voraus notwendig da sein. Es sind nicht die Menschen, die sich durch die Worte vereinigen, indem sie die Sprache als ein Mittel des gegenseitigen Verständnisses oder als ein Werkzeug des gegenseitigen Verkehrs anwenden, sondern es sind die Worte, die Sprache selbst, welche die Menschen miteinander vereinigen, die, jeder wie er weiß, sich dieser ihrer Vereinigung in dem Worte bedienen. Die Sozialität ist hier nicht die bewirkende Ursache, wie man es jetzt gerne annimmt, sondern eine Folge, ein Resultat, die Verwirk-

lichung. Die Sprache wird in der Gesellschaft nicht geschaffen, sondern nur verwirklicht: sie verbindet, begründet die Gesellschaft. Der Turmbau zu Babel, der der biblischen Ueberlieferung nach nur den Klangkörper der Sprache berührte und eine Vielsprachigkeit zur Folge hatte, ohne dabei die innere Sprache abgeschafft zu haben, erwies sich doch höchst verderblich und zerstörend für den menschlichen Verkehr. Wenn aber von diesem Turmbau auch das innere Wort berührt würde und dieses in der Menschheit erlösche und sich durch mehrere solcher selbstgemachter Empfindungen ersetzen ließ, wie sie die Psychologen beschreiben, so würde dadurch auch die menschliche Gemeinschaft zerstört worden sein und jeder Mensch würde sich von der undurchdringlichen Mauer seiner eigenen Subjektivität umzingelt sehen. Jeder müßte dann seine eigene Sprache für sich selbst erfinden; er käme auf die Welt und verließ die Erde mit derselben zusammen, sodaß die Vererbung der Kultur, die Geschichte unmöglich wäre. Die Menschheit läßt sich also durch das innere Wort, welches in dem Menschen erschallt, vereinigen, bei jeder Aussage des Lebens teilhaftig werdend. Um sich einer direkten Anerkennung dieses Axioms zu entziehen, welches bloß zum klaren Bewußtsein erhoben werden muß, um angenommen zu werden, bedient man sich gewöhnlich verschiedener bedeutungsloser Erklärungen (durch die Vererbung, die Evolution, die Assoziation), deren ganze Vorteilhaftigkeit in ihrer vollen Unbestimmtheit und Inhaltslosigkeit besteht, und die eine deutliche *petitio principii* bedeuten. Das ideale Wortwesen kann in die psychologischen Bestandteile gar nicht aufgelöst werden; Es ist durchaus nicht psychologisch und wird darum durch eine psychologische Erklärung nicht einmal berührt. Die Worte sind da — das ist eine Tatsache, mit welcher die Psychologie abzurechnen gezwungen ist; und da die Worte da sind, so existiert auch die Sprache. Es ist nicht die Sprache, die die Worte schafft, sondern es sind die Worte, die die Sprache schaffen, um sich in dieselbe einhüllen, um sich verwirklichen zu können. Die Wort-Ideen sind Kräfte, gewisse ideale Potenzen, die sich den Körper schaffen und verkörperungsfähig sind. Es ist ein Mißverständnis, die Genesis der Sprache in der Psychologie zu finden suchen. Die Sprache ist einem vortrefflichen Ausdrucke Humboldts nach nicht das *εργον*, sondern die *επέργεια*, und nur dadurch kann sie auch das *εργον* werden. Aber wenn das innere Wort auf das psychologische Reaktiv auch keine Antwort gibt, so untersteht es doch vielleicht der logischen oder gnoseologischen Reaktion, zerfällt dabei in seine Bestandteile und läßt die Urelemente oder die Fugen sehen? Die Logik und die Gneseologie klären eben den Sinn des Wortes, indem sie darin einen allgemeinen Begriff oder eine Vorstellung, ein impliziertes Urteil usw. einsehen. Darum scheint es möglich, anzunehmen, daß die Gesetze der Logik und der Gneseologie dem Worte vorangehen, ihm gegenüber ein *Prius* bedeuten. Aber, wenn wir solche Erörterungen mit Aufmerksamkeit durchlaufen, so ziehen wir daraus die Ueberzeugung, daß es dabei sich nicht um das Wort selbst, sondern um die eine oder die andere Anwendung desselben handelt, d. h. darum, was schon ein Produkt des Wortes, der Gedanke ist. Die Rede ist dabei von den Konstruktionen, nicht von den Urelementen, die als solche sogar nicht zum Bewußtsein kommen, obgleich sie existieren. Um entscheiden zu können, ob der Mensch eine „Vorstellung“, eine „Wahrnehmung“, ein „Urteil“ usw. ist, ist es also nötig, daß das Wort „Mensch“ schon da wäre. Das Wort ist das Ur-

element des Gedankens, welches in demselben durch eine Zergliederung entdeckt werden kann; das Wort selbst kann aber nicht weiter zergliedert werden. Wir denken mit Hilfe der Wort-Ideen, und das Denken ist außerstande, diese Grenzen, d. h. sich selbst zu überspringen. Das ist eine Wahrheit, die jedermann verwirklicht, sobald er seinen Mund öffnet, um zu sprechen, oder die Feder in die Hand nimmt, um zu schreiben. Hier eröffnet sich der Grundstoff des Denkens in seinen Urelementen, die Denkhülle, vor uns.

Es bleibt nur übrig, demütig und ehrfurchtsvoll anzuerkennen, daß nicht wir es sind, die die Worte aussprechen, sondern daß die Worte, indem sie in unserem Inneren erschallen, sich selbst aussprechen, sodaß unser Geist dabei eine Arena der Selbstidealisation des Universums darstellt; denn alles kann seinen Ausdruck in dem Worte finden, in welches ein Geschöpf der Welt ebenso wie unsere Psyche gleichfalls eingehen. Die Sonne und „es ist mir langweilig“ sind gleichfalls die Ideen des Universums, das denkt sich selbst. Dadurch, daß die Ideation dem Universum, der Welt eigen ist, wird diese auch zum Worte (denn „alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht wird“). In uns spricht die Welt, das Universum, klingt die Stimme desselben, nicht unsere eigene. Der Gedanke Schellings, daß die Welt die Identität des Subjektiven und des Objektiven, des Idealen und des Realen sei, oder, wie wir es jetzt übersetzen sollen, des Wortmäßigen und des Unwortmäßigen, eines logischen und eines alogischen Prinzips, der ihm verwandte, aber entstellte Gedanke Schopenhauers von dem antilogischen Willen und den logischen Ideen, der ähnliche Gedanke Hartmanns von der Einheit des Alogischen und des Denkens in dem Unbewußten, der Gedanke Platos und Plotins von der durch das dunkle alogische Gebiet durchschimmernden Ideenwelt — alles das sind die geschichtlichen Fassungen desselben schweigsam vorausgesetzten Axioms von dem Worte: in der Tat ist in demselben von der Welt das ausgesprochen, was die Welt von sich selber sagt. Das Wort ist die Welt, denn diese denkt und spricht sich selbst aus; und doch ist die Welt nicht das Wort, genauer, sie ist nicht das Wort allein, denn sie hat auch noch ein metalogisches wortloses Dasein. Das Wort ist seinem Wesen nach kosmisch, denn es gehört nicht dem Bewußtsein allein an, in dem es sich entzündet und aufblitzt, sondern auch dem Sein; und der Mensch ist eine Weltarena, ein Mikrokosmos, da die Welt in ihm und durch ihn klingt. Darum ist das Wort anthropokosmisch, oder, um uns genauer auszudrücken, anthropologisch; und diese anthropologische Kraft des Wortes ist eben die reale Grundlage der Sprache und der Sprachen. Die Mundarten sind verschieden und mannigfaltig, die Sprache aber ist einzig, das Wort ist einheitlich und wird von der Welt, nicht von dem Menschen, sondern von den Weltmenschen ausgesprochen. Freilich hat diese Frage nach der einheitlichen Sprache, als einer realen Grundlage der mannigfaltigen Sprachen, mit der geschichtlichen Frage nichts gemein, die von den Gelehrten behandelt wird und sich folgendermaßen formulieren läßt: gibt es eine einheitliche Ursprache, und können alle Mundarten darauf, als auf ihre Urquelle, zurückgeführt werden? Im Wesen war die Sprache immer und ist fortwährend einzig und allein — die Sprache der Dinge selbst, die denselben selbst zukommende Ideation. Dadurch wird unter anderem auch der Turmbau zu Babel verständlich, als eine phänomenalistische und dem Zerfallen des weißen Strahles

in die Spektralfarben ähnliche Vermehrung einer und derselben Realität, als eine linguistische Multiplikation und Komplikation einer einzigen inneren Sprache, die ursprünglich auch ihrem Klangkörper nach homogen war. In diesem Sinne wird verständlich auch die in dem Buche der Genesis enthaltene Erzählung darüber, wie Gott zu Adam alle Tiere führte, um zu sehen, „wie er sie nannte“ (Gen. II, 19), d. h., mit anderen Worten, wie sie selbst sich in ihm und durch ihn benennen werden, denn als Mensch, als Mikrokosmos, hatte er sie alle seismäßig in sich: als Träger des göttlichen Logos, als Ebenbild Gottes hatte er in sich die Kraft der Ideation, und das universelle Wort war in ihm geboren. Darum eben war auch hinzugefügt: „Denn wie der Mensch allerlei lebendige Tiere nennen würde, so sollten sie heißen.“ Dabei konnte kein Fehler begangen werden, denn keine Subjektivität war da im Spiele: die Namen der Geschöpfe klangen in dem Menschen als ihre inneren Worte von sich selbst, als eine Sichoffenbarung der Dinge selbst. Doch war diese Benennung nicht passiv seitens des Menschen, und dieser fungierte dabei nicht nur als ein Spiegel der Dinge, worin diese sich beobachteten, um in ihrer Idee, in ihrem Namen sich selbst kennen zu lernen, sondern jene Benennung war auch eine Handlung des Menschen selbst, da nur der Mensch redensfähig ist. Die Sprache ist der „den Menschen vor dem Tiere trennende Rubikon“ (M. Müller). Sie ist der Logos der Welt, weswegen eben der Göttliche Logos selbst sich in ihr verkörpern konnte. Auch von dem Menschen wurde dabei eine Heldentat seiner Menschlichkeit, eine schöpferische Anstrengung, eine Aeußerung seiner Kraft erfordert, die, wie jeder wirkliche schöpferische Akt, besser oder schlechter, vollständiger oder mangelhafter ausgeführt werden kann. Wenn in dem ursprünglich geschaffenen, von der Sünde reinem Adam das ontologische Wesen seines Daseins sich den „Psychologismen“ widersetzte, so verändert sich dagegen das Klingen der Welt unvermeidlich und gesetzmäßig in seinen Nachkommen, in dem menschlichen Geschlechte, wo es in einer klangbrechenden Atmosphäre der Entstellungen und Verdunkelungen vor sich geht. Die Sprache ist dem Menschen darum gegeben, weil das Universum sich in ihm und durch ihn ausspricht; sie ist der Logos des Universums, und jedes Wort ist nicht nur das Wort eines gegebenen Subjektes von Irgendetwas, sondern auch ein Wort des Irgendetwas selbst. Der Mensch ist dabei unfrei, er ist durch die ontologische Notwendigkeit bezwungen; er ist frei, ein Wort zu sagen oder nicht zu sagen, eine Idee hervorzurufen oder nicht hervorzurufen, aber nachdem dieselbe schon einmal in dem Bewußtsein erweckt wurde, ist er nicht mehr imstande, sie zu ändern, sondern ist höchstens fähig, sie in ihrer Verwirklichung zu entstellen.

Also, die Wort-Ideen sind die Stimmen der Welt, das Klingen des Universums, die Ideation desselben. Außerhalb seines alogischen Daseins gelangt das Universum noch zu einem idealen Ausdrucke in dem Worte. Der Logos findet in bezug auf die unaussprechliche und nicht ausgesprochene, für den Gedanken und das Wort transzendente Wesenheit seinen Ausdruck in dem Worte. Das Wort bedeutet in bezug auf die Substanz dasjenige, was geäußert, ausgesprochen, aus der unaussprechlichen Tiefe des Daseins ans Licht erhoben ist, wovon der Schleier des Dunkels abgezogen ist, wobei sich in dem Lichte die Mannigfaltigkeit, die Relation und die individuellen Züge offenbaren, das Antlitz des Seins sich zeigt und sein Wort, seine Wörter erschallen. Das sind also die

vorläufigen allgemeinsten Züge, die die ontologischen Wurzeln der Sprache, der Sinn der Sinne, das Wort der Worte bezeugen.

Aus dem oben Gesagten läßt sich ein wichtiger Schluß auf die ontologische Natur des Wortes selbst ziehen. Was sind die Wörter: realia oder signa? Das ist ein Streit, der in der Philosophie Jahrhunderte lang dauerte. Die psychologische Deutung der Worte sieht in denselben signa, d. h. die den algebraischen Zeichen ähnlichen Verkürzungen der Gedanken oder der Vorstellungen, oder gewisse Pfadzeichen des Bewußtseinsprozesses, die nur in diesem Sinne signatura rerum genannt werden können. Die Willkür, der Zufall und die Subjektivität beherrschen dabei die Natur der Worte. Wie wir schon gesagt haben, wenn es wirklich so wäre, so bliebe die Existenz der Sprache mit ihrer wunderbaren Gesetzmäßigkeit statt eines allgemeinen Wirrwarrs ein ungreifliches Rätsel. Aber viel wesentlicher ist hier der Grundgedanke der Psychologen, nämlich daß es nicht die Worte selbst sind, die in uns erklingen und sich aussprechen, sondern daß wir es sind, die die Worte aussprechen, erdichten und erfinden. Aber in Wirklichkeit bedeuten die Worte das Sichselbstbezeugen der „Dinge“, die Wirkung der Welt in uns, welche eigene, entsprechende Ideen in uns erweckt. In den Worten ist die Energie der Welt enthalten, das Schaffen der Worte ist ein subjektiver, individueller, psychischer Prozeß, der nur seiner Entstehungsform nach und seinem Wesen nach kosmisch ist. Indem das Weltall sich zerkrümelt und auflöst und unter den Strahlen der Bedeutungen blitzt, reflektiert es diese Strahlen und läßt damit die Worte entstehen. Die Worte sind keineswegs die galvanisierten Leichen oder die klingenden Masken; sie sind lebendig, da in denselben eine Weltenergie, der Weltlogos enthalten ist. Die sich am Himmel bewegende Sonne bildet die wahre Seele des Wortes „Sonne“; sie ist in demselben mit ihrer idealen Energie anwesend, spricht darin von sich selbst, oder, genauer, spricht sich selbst in dem Menschen aus. „Es leuchtet“ ist zu gleicher Zeit auch die von der leuchtenden Kraft des Kosmos gesättigte Idee des Leuchtens; „das Gewitter“ — darin spricht von sich selbst das kosmische Gewitter; „es geht“ — das ist eine Aussprache des Weltraumes selbst usw. Kurz, wenn der Mensch spricht, so gehört das Wort ihm als einem Mikrokosmos und auch als dem Menschen, der ein integraler Bestandteil dieser Welt ist. Vermittels des Mikrokosmos spricht der Kosmos, aber zu gleicher Zeit vermittelt des Menschen spricht auch seine lebendige organische Konkretheit, eine bestimmte psychische und historische Individualität und eine bestimmte Sprache, ein bestimmt gestimmtes, individuell beschaffenes Instrument. Und darum ist das Wort, so wie es existiert, eine wundervolle Vereinigung des kosmischen Wortes der Dinge selbst und des menschlichen Wortes über dieselben, wobei beides sich in einer untrennbaren Verwachsung miteinander befindet. Diese Verwachsung ist etwas Unbegreifliches und Antinomisches: das Unendliche des Gedankens ist hier in einer endlichen Skulptur des Wortes, das Kosmische — in dem Besonderen ausgesprochen; der Sinn ist hier damit vereinigt, was nicht mehr der Sinn ist, d. h. mit der klingenden Hülle; das, was nicht ein Zeichen, sondern die Wesenheit selbst, die Energie und die Wirkung derselben ist, ist damit verknüpft, was nur ein Zeichen, nur dieses bestimmte Wort ist, das durch ein anderes Zeichen ersetzt werden kann. Diese rätselhafte, für das Denken schwierige und das Herz aufregende Konkreszenz des Idealen

und des Realen (Materialen), und des Phänomenalen, des Kosmischen und des Elementaren bezeichnen wir als das Symbol. Damit sind wir an den Wendepunkt gelangt: Die Worte sind Symbole. Die Natur des Wortes ist symbolisch, und die Philosophie des Wortes wird dadurch in den Bestand einer symbolistischen Weltanschauung eingefügt. Der Symbolismus ist mehr als eine philosophische Lehre, er ist sogar eine Lebensempfindung, eine Erfahrung. Das Symbol wird häufig in einem herabwürdigenden Sinne als ein äußerliches, willkürliches, subjektives Zeichen verstanden: so spricht man z. B. von einem „mathematischen Symbol“, von einem „Wortsymbol“ usw. Diese herabwürdigende Deutung des Symbols hat einen objektiven Grund in der Natur desselben, denn die Materie des Symbols, das, worin die Symbolisierung erfolgt, ist in der Tat durch den menschlichen Subjektivismus oder, wie man sich jetzt ausdrückt, durch den Psychologismus besiegelt. In der Kunst wird das ein „bezeichnender“ Symbolismus sein (W. Iwanow). Aber die Symbole werden nicht durch diese ihre willkürliche und trügerische Anwendung zu Symbolen, sondern durch ihren Realismus, d. h. dadurch, daß sie lebendig und wirksam, Träger einer Kraft, gewisse Kondensatoren und Empfänger der Weltenergie sind. Es ist eben dieser göttliche oder kosmische Energetismus derselben, der die wahre Natur des Symbols ausbildet, infolge deren dieses nicht mehr eine leere Schale bedeutet, sondern ein Träger der Energie, der Kraft und des Lebens ist. Behaupten, daß die Wörter Symbole sind, heißt soviel als behaupten, daß sie in einem gewissen Sinne lebendig sind.

Der Kosmos spricht sich also in den Worten aus, gibt seine Ideen ab und tut sich selbst auf. Das Wort als ein Welt- und nicht bloß als ein menschliches Wort ist die Ideation des Kosmos. Aber der kosmische Sinn oder die kosmische Idee bleibt nie entblößt und nackt, sondern bedeckt sich mit einer Hülle, welche eben das Wort ist. Bei der Entstehung eines Wortes geht also ein doppelter, sich in zwei entgegengesetzten Richtungen entwickelnder Prozeß vor sich: aus dem kosmischen Sein sondert sich der Gedanke, die Idee desselben aus und befreit sich von ihm, aber einmal befreit, hüllt er sich sofort in die Worte ein, wird zur Hieroglyphe der Welt, zum Wortmikrokosmos derselben, und führt dann die weitere Existenz in der Welt des Gedankens und des Wortes. Die Worte sind die lebendigen und wirksamen Hieroglyphen der Dinge und in einem gewissen Sinne auch die Dinge selbst als Bedeutungen.

4. Es entsteht nun die unvermeidliche Frage danach, wie diese Verkörperung des Sinnes, diese Einwicklung desselben in eine Klanghülle, die Geburt des Symbols vor sich geht? Wie entsteht das Wort? Das ist nicht eine für die Philosophie übliche (obgleich auch in der letzten Zeit mit ärgerlicher Erregung abgewiesene) Frage nach der Herkunft der Sprache als Fähigkeit zu sprechen, d. h. nach dem Erscheinen der Worte beim homo alalus. Obgleich diese letzte Frage mit der uns interessierenden im Zusammenhange steht, handelt es sich hier nicht so sehr um die Herkunft der Fähigkeit zu einer aus den Worten bestehenden Sprache, als um die Geburt der Wörter oder um die Symbolisierung der Bedeutungen. Dabei kann von den besonderen Fällen oder vereinzelt Wörtern ebenso die Rede sein wie von dem Entstehen des Wortes überhaupt als einer symbolisierten Bedeutung. Wir unterscheiden in dem Worte seine phonetische Seite, seinen Klangakkord, das, was man zuweilen Phonema nennt, dann seine formale

Hülle, das Morphema, welches das Wie des Wortes, d. h. seine Stelle und seinen Gebrauch bestimmt, und endlich noch die Bedeutung des Wortes, sein Symema, das im übrigen mit dem Phonema ebenso wie mit dem Morphema unzertrennlich verbunden ist. Wenn wir nach der Bedeutung eines Wortes fragen, so kann es sich dabei um das Verhältnis handeln, in dem das Phonema und das Morphema die miteinander dem Wesen nach unzertrennlich verbunden sind, zum Symema dieses Wortes stehen. Das Morphema hüllt das Phonema in dem Sinne ein, daß sie dem Worte die formellen Elemente (die Flexionen, die Präfixe, die Infixe, die Suffixe), d. h. das, was sich in vielen Wörtern wiederholt, verleiht. In dieser ihrer Funktion kann sie in die Klammer eingeschlossen und von dem getrennt werden, was für ein gegebenes Wort individuelle Bedeutung hat und sich in anderen Worten nicht wiederholt, was das gegebene Symema als eine solche charakterisiert. Das ist in breiterem Sinne des Wortes die Grundlage, d. h. das, was in dem Worte nach der Abziehung der veränderlichen Formative unveränderlich bleibt. Im engeren und genaueren Sinne des Wortes läßt sich das Wort in eine durch irgendein morphologisches Element komplizierte oder nicht komplizierte Wurzel zerlegen. Die Wurzeln sind, der Definition Gabelentz's nach, „die letzten erkennbaren bedeutsamen Lautbestandteile der Wörter“ (1. c. 289); und die Frage nach der Herkunft des Wortes hängt am nächsten von der Frage nach den Wurzelementen der Worte ab. Für uns hat es keine Bedeutung, ob eine Periode der Wurzelsprache jemals existierte, wie es mehrere Forscher annehmen¹⁴⁾, oder nicht existierte, denn das ist bloß eine methodologische Hypothese: in einem Falle ebenso wie in dem anderen ist die individuelle Bedeutung des Wortes mit der Wurzel verbunden. In der Sprachwissenschaft hält man es für eine genügend festgestellte Tatsache, daß auch die formativen Redeelemente, die Endungen bei der Deklination und der Konjugation, die Präpositionen, die Umstandswörter und sogar die Partikel ursprünglich selbständige Worte waren und ihren eigenen Wortkern hatten; in den Fällen aber, wo man das nicht beweisen oder annehmen kann, haben dieselben die Bedeutung einer Hülle oder eines Schleiers, die ein anderes Wort bekleiden. Wie es damit auch sein mag, ein selbständiges Wort hat doch seinen Wurzelkern, und dieser Kern bildet zu gleicher Zeit auch den Sinnkern dieses Wortes: es gibt eine Urgrundlage des Wortes, in welcher die Konkreszenz des Wortes und der Sinn-Idee unmittelbar und ursprünglich ist. In dem weiteren Leben eines schon entstandenen oder verkörperten Wortes können dann verschiedene Ereignisse und Prozesse — aller Art Vermehrungen, Veränderungen und Komplikationen — vor sich gehen. Hierher gehören solche Tropen wie die Metaphern, die Metonymien, die Synekdochen, das, was man als die „innere Form des Wortes“ bezeichnet, usw.

Wie weit wir auch in unserer Analyse des Wortes gehen können, wir werden immer unvermeidlich an seine Wurzelemente, an seine weiter nicht mehr auflösbaren Urwörter gelangen. Die zeitgenössische Sprachwissenschaft führt diese Urelemente auf eine verhältnismäßig kleine Zahl, nämlich auf einige hundert Wurzeln zurück, während man viele tausende und sogar zehntausende Wörter zählt¹⁵⁾. Jedes Wort kann sich vermittels einer Metapher ebenso wie auch jeder anderen Anpassung (S. die Analyse derselben bei M. Bréal „Traité de la Sémacologie“) zerstückeln, vermehren und mit einer anderen Bedeutung verwachsen, wodurch ein uneigentlicher, indirekter Gebrauch dieses Wortes zustande

kommt, bei welchem die „innere Form“ desselben sich von seiner Bedeutung unterscheidet und diese letztere sich gleichsam in einem fremden Spiegel beobachtet. Wenn jedoch die ursprüngliche Bedeutung des Wortes vergessen oder, was auf dasselbe hinausläuft, die innere Form desselben, die entweder von der vergleichenden Sprachwissenschaft oder von der linguistischen Paläontologie entdeckt werden kann, verloren gegangen wird, so wird im Wesen gleichsam eine Wiedergeburt des alten Wortes möglich, eine neue Symbolisierung oder Konkreszenz des Sinnes nicht mit dem neuen, früher nie dagewesenen Klangakkorde, sondern mit dem alten, der jetzt wiederholt und in einer neuen Manier klingt. So kann z. B. in einer früheren von einer Molluske bewohnten Muschel lange Zeit nach dem Verschwinden derselben sich eine Pagurida niederlassen; und in ebenderselben Weise können auch die Wortversteinerungen von neuem aufleben und sich von anderen Bedeutungen erfüllen, so daß man nicht nur von einem metaphorischen Gebrauche eines existierenden und noch lebendigen Wortes in verschiedenen übertragbaren Bedeutungen, sondern auch von einem wiederholten, sogar sich mehrmals wiederholenden Entstehen des seiner Worthülle nach unveränderten Wortes sprechen kann, das aber gemäß dem es nach und nach erfüllenden Sinne eine Reihe verschiedener Wörter bildet: non idem per idem oder idem per non idem. Auf jeden Fall gelangen wir hier an das Entstehen der klingenden Sinnessymbole; und darin besteht eben das ursprüngliche Geheimnis des Wortes. Wie soll man es verstehen? Die Frage besteht dabei nicht nur darin, warum diese oder andere bestimmte Klänge ausgewählt werden, um den Klangkörper des Wortes zu bilden, (womit sich eigentlich die Theorie von „bau-bau“ und teilweise auch die Theorie von „ba-ba“ beschäftigt), sondern eben warum sich ein bestimmter Klangakkord mit einem bestimmten Sinne vereinigen läßt, warum eine Verkörperung des Sinnes zustande kommt? Alle Versuche, diese Frage mit Hilfe der hypothetischen Annahme einer rationellen Erfindung zu lösen, d. h. der Auffindung der Wörter um bestimmte Bedeutungen, was dieselben auch sein mögen, zu finden, drohen in Wirklichkeit die Frage selbst dadurch aufzuheben, daß sie derselben eine unrichtige Formulierung geben. Die Sache wird dabei so vorgestellt, als ob eine gewisse Bedeutung oder Idee da wäre, für welche eine Worthülle gefunden werden sollte. Z. B. es gibt die Idee des „Wassers“, für welche ein passendes Wort gesucht wird und nacheinander die Wörter „Wasser“, „Feuchtigkeit“, oder sogar „Erde“, „Festland“, „Stein“, „Apfelsine“ usw. ausprobiert werden; oder, denselben Gedanken anders ausdrückend, wird jemand, um der Idee des Wassers den Ausdruck zu geben, „Woda“ sagen, ein anderer — acqua, ein dritter — Wasser, ein vierter — *ὕδωρ* usw. Dabei wird eine ganz unzulässige Annahme gemacht, die das ganze Problem in der Wurzel entstellt und die ganze Erwägung in ein leeres Phantasieren von etwas Nichtexistierenden verwandelt, nämlich daß der Sinn unabhängig von dem Worte existiert, so daß zunächst auf einer Seite der Sinn und auf der anderen Seite das Wort, oder genauer, verschiedene Worte, ein ganzes Assortiment der Worte da ist, und daß dann eine Auslese unter diesen letzteren oder eine Anpassung derselben vor sich geht. Evidentermaßen wirken dabei der „Gebrauch der Worte nach der Analogie“ und die Metaphern verwirrend mit, indem der Mensch unter den schon existierenden Worten seinem freien Belieben nach diese oder andere Farben auswählt, um die Nuancen seines Denkens wiederzugeben. Wir

aber suchen jetzt nach dem Urelemente des Denkens und der Sprache, nach dem einfachen Wort-Gedanken, das wirklich die Konkreszenz zweier Elemente bedeutet. Aber worauf es nur eben ankommt, ist die Tatsache, daß es keine Idee ohne Worte, keinen Sinn ohne eine symbolische Verkörperung gibt. Wir können einen solchen Sinn nicht einmal uns denken, denn sobald wir denselben gedacht, haben wir ihn auch ausgesprochen, da die Gedanken von den Worten unabtrennbar sind. Gleichweise gibt es gar nicht fertige Worte (Wurzeln), die als leere Formen oder Hüllen sich erwählen oder auslesen ließen. Die Klangmaterie, die durch die Sprechorgane verwirklicht wird, stellt einen praktischen, unbegrenzten Vorrat der Möglichkeiten für die neuen Wortbildungen dar, obgleich wir auch konstatieren, daß die Sprache sich karg und ungerne derselben bedient und mit einer beschränkten Zahl der Wortthemen oder Wurzeln auszukommen vorzieht. Was aber die fertigen, leeren, sinnlos klingenden Worte betrifft, so gibt es dieselben darin überhaupt nicht und kann es auch prinzipiell nicht geben. Sonst hieße es, dem Menschen die Rolle eines Vogels aufzuzwingen, der fortwährend bestimmte Klänge oder sogar eine einzige Phrase wiederholt, die jedes Wortsinnes entzogen ist (obgleich sie doch immer irgend einen eigenen Sinn besitzt). Das wären aber keine Worte; und der Mensch hat solche Klänge überhaupt nicht in seinem Vorrat. Oder vielleicht können als solche Elemente die Buchstaben des Alphabets und verschiedene Kombinationen von denselben genommen werden, deren Zahl nach der mathematischen Kombinationsformel bestimmt werden kann? Aber die Buchstaben sind ein Resultat der Analyse einer aus den schon existierenden Worte bestehenden Sprache: die Sprache löst sich in dieselben auf und setzt sich nicht erst aus den im Voraus existierenden Worten zusammen, sodaß durch eine solche Annahme das, was noch auf die Lösung wartet, schon eingeführt wird. Es ergibt sich also, daß die Frage nicht gelöst werden kann. Mit anderen Worten, es kann der Prozeß der Entstehung des Wortes nicht beobachtet und verfolgt werden. Das Wort wird weder gebildet, noch auserlesen oder erdacht, sondern es entsteht zu gleicher Zeit und zusammen mit dem Sinne. Darum eben erweisen sich die Theorien der Wortentstehung aus der Klängenachmung oder aus der Interjektion als so unbefriedigend, weil es sich dabei nicht um die ursprüngliche Entstehung der Worte, sondern um diejenige ihrer äußeren Hülle handelt. Die Nachahmung setzt nur das innere Klingen eines gegebenen Wortes voraus, das den äußeren sinnlosen und wortlosen Klängen gleichlautend ist, die in der Natur existieren und mit der Vorstellung von dem konkreten Träger einer gegebenen Idee psychologisch verbunden sind. Daß der Kuckuck kuckuck singt, erklärt gar nicht das Wort „Kuckuck“, denn zwischen dem Worte und dem Klange gibt es einen qualitativen Unterschied; und die Tatsache, daß die Wurzel in diesem Falle dem Singen des Kuckucks entspricht, erklärt bis zu einem gewissen Grade die Wahl des Klangkörpers für das Wort, aber berührt nicht einmal das Geheimnis dessen, wie aus einem sinnlosen und wortlosen Vogel-laute der Wort-Sinn in dem Menschen entsteht.

Wir sehen uns dazu gezwungen, eine Folgerung aus dem Gesagten zu ziehen, die nicht nur paradox, sondern gerade sinnlos zu klingen scheint: die Worte erzeugen sich selber, die Idee selbst verwächst mit dem Klangsymbole, der Sinn selbst verkörpert sich in den Klängen. Dessenungeachtet entspricht der Satz, daß die Worte sich selbst aussprechen¹⁶⁾ (Gerber), daß sie selbst in

dem Menschen klingen und nicht von demselben geschaffen werden, der Natur des Wortes; und anders kann es nicht sein. Um die Mißverständnisse des positiven ebenso wie des negativen Charakters zu beseitigen, sind hier einige Erläuterungen erforderlich. Wie oben erklärt wurde, sind die Worte Symbole, konkrete und unabtrennbare Verwachsungen des Sinnes und des Klanges, die unabhängig von einander nicht existieren; also kann das Wort nicht in seinen Elementen—dem Sinne und dem Klange teilweise und allmählich entstehen, sich aus diesen Elementen zusammensetzen, sondern es kann nur auf einmal entstehen, sich selbst aussprechen. Da der Inhalt des Wortes die kosmische Idee ist, so kann man sagen, daß es der Kosmos ist, der dasselbe durch den Menschen ausspricht. Da der Mensch ein Mikrokosmos ist, in welchem und durch welchen der ganze Kosmos spricht, so kann man behaupten, daß dieses Wort in dem Menschen, aber nicht in dem psychologischen, sondern in dem anthropologischen Sinne, entsteht oder sich ausspricht: die Worte sind die in dem Bewußtsein aufblitzenden Monogramme des Seins; und ihre Vollwichtigkeit, Kosmicität, symbolische Bedeutung, ist eben damit verbunden, daß sie nicht erfunden werden, sondern entstehen und gleichsam die sich äußernden und verwirklichenden Naturkräfte sind¹⁷⁾. Aber kennen wir vielleicht nicht die Genesis mehrerer Worte, die Geschichte derselben? Erzeugen wir selbst nicht die Sprache, schaffen wir nicht neue Worte, wissen wir nicht, wie das geschieht? Was für eine Tautologie, ein idem per idem, eine „Erklärung des x durch das y“ ist hier vorausgesetzt!? Und dennoch ist es nötig, uns hier auf die zentrale Frage zu konzentrieren, ohne uns durch die sekundären und nebensächlichen Umstände bestürzen und verleiten zu lassen. Wir kennen wirklich in vielen Fällen die Geschichte der Worte, wie wir z. B. auch die Biographie eines Menschen kennen; aber begreifen wir dadurch wahrlich seine geistige Herkunft, z. B. daß die gegebene Persönlichkeit, deren Biographie wir studieren, Goethe oder Puschkin ist? Oder sind es ihre Eltern, die das kennen und die ihrerseits das verwirklichten, was für seine Verkörperung nötig war? Aber eine solche Annahme wäre unwahr und unsinnig, denn um die Geburt eines Goethe wünschen zu können, muß man es selbst werden, ihn in sich selbst vorauszuerkennen, was weder so ist noch so sein kann, und nicht nur in bezug auf eine geniale, sondern auch in bezug auf jede beliebige Individualität, die das Merkmal der Unwiederholbarkeit an sich trägt. Und so ergibt sich, daß ein gegebener Mensch sich selbst (freilich nach dem Willen Gottes) erzeugt und sich selbst in dem gegebenen Materiale verkörpert. Möge es niemanden in Verlegenheit versetzen, daß dem menschlichen Belieben und Wirken (im besonderen dem Geschlechtsakte) in einem gewissen Grade auch eine entscheidende Rolle zukommt. Es versteht sich von selbst, daß ohne Teilnahme eines Menschen und ohne Anwesenheit der Eltern die Menschen nicht geboren werden können, ebensowenig wie die Worte außerhalb des Menschen entstehen können; aber der Mensch sinnt dabei aus und erdenkt die Worte ebensowenig, wie er das Kind ersinnt und erfindet, sondern er akzeptiert es vielmehr so, wie es geboren wird. Und wenn die Kinder als geistige in dem Leibe verkörperte Individualitäten in gewissem Sinne sich selbst erzeugen, indem die Eltern dabei nur sich selbst, das eigene Fleisch zu ihrer Verfügung stellen, so entstehen auch die Worte durch sich selbst, obgleich sie sich gemäß der Stimm- und Lautmöglichkeiten in die Klänge der ganzen Gesamtheit (wovon s. unten)

einhalten. Dann erhalten aber die schon entstandenen und existierenden Worte wirklich eine Biographie oder Geschichte; aber wenn wir dieselbe in einer regressiven, umgekehrten Richtung verfolgen, so werden wir früher oder später unvermeidlich an das ursprüngliche Element — die Wurzel gelangen, die nicht mehr genetisch erklärt werden kann und nur konstatiert, nicht erklärt werden soll. Und nur von diesen Urelementen der Sprache, von den Worten der Worte, von einer gewissen ursprünglichen Zahl derselben, die vielleicht von einer Sprache zur anderen variiert, ist die Rede. Es gibt keine zureichenden empirischen Gründe dafür und es kann sie nicht geben, um diese Zahl bestimmen und sogar sagen zu können, ob sie beschränkt oder unbeschränkt ist und eine vollständige Berechnung zuläßt. Die tatsächliche Anwesenheit solcher Wurzelworte, die wir fähig sind festzustellen, und welche in verschiedenen Sprachen wahrscheinlich verschieden sind, kann entweder darum nicht endgültig sein, weil gewisse Worte infolge wenigen Gebrauchs verschwinden, oder darum, weil sie wegen anderer Ursachen sich nicht genügend äußern konnten. Darum kann die Hypothese eines bestimmten Komplexes oder eines Pleroma dieser Urwörter, gleichsam eines Regenbogens, in welchen sich die Klangfarben der ganzen Welt einschließen lassen, formuliert werden. Diese Hypothese kann aus allgemeinen Gründen aufrechterhalten werden, aber hier, bei der Erörterung der uns interessierenden Fragen, kann und soll dieses Problem außer acht gelassen werden. Für uns genügt es, die empirisch feststellbare Tatsache der Anwesenheit einer gewissen Anzahl der Urwörter oder Wurzeln in jeder Sprache anzunehmen, auf welche als auf ihr Bodenfundament und ihre unzerlegbare Urgrundlage die Wortbiographien stoßen. Und eben diese Worte, diese Sprachelemente sind schon in jeder existierenden und die Kraft und Lebendigkeit besitzenden Sprache da; sie bilden eigentlich die Sprache innerhalb der Sprache, und es sind eben sie, wovon alle diese Theorien der „Herkunft der Sprache“, des „bau-bau“, des „baba“ usw. entstehen. Darum kann gegen den Gedanken, daß die Worte sich selbst erzeugen, der Einwand nicht erhoben werden, daß wir fortwährend die Worte schaffen, und daß unsere Sprache, ebenso wie die Geschichte derselben, eine ununterbrochene Wortschöpfung ist. Obgleich dieser Hinweis ganz richtig ist, so schaffen wir doch die Sprache — und darauf eben kommt es an — aus einem schon fertigen und existierenden Materiale. Das ist keineswegs ein Schaffen der neueren Worte aus dem Nichts, sondern nur eine Bearbeitung und Anpassung des schon fertigen und existierenden Materials. Das ist eben der auffallende Zug in der Geschichte und in dem Leben jeder Sprache: in derselben ist eine gewisse ursprüngliche Gegebenheit da, welcher eine eigene schöpferisch-künstlerisch zu verwirklichende Aufgabe entspricht. Diese Sprache wird von uns geschaffen, sie ist unser künstlerisches Werk, aber in derselben Zeit ist sie uns gegeben: wir besitzen sie als eine gewisse ursprüngliche Begabung. Und das, was wir besitzen, schaffen wir nicht, sondern wir schaffen aus jener. Eben von diesen Urwörtern behaupten wir, daß sie sich selbst ausgesprochen haben. Sie sind lebendige Wortmythen über den Kosmos¹⁸⁾; in denselben sind die kosmischen Ereignisse festgehalten und die Welt spricht etwas von sich selbst aus. Das ursprüngliche Wortschaffen ist das kosmische Mythenschaffen, eine Erzählung der Welt von sich selber, ein kosmischer Regenbogen der Bedeutungen, die Wortsymbolik. Und der Mythos unterscheidet sich von den Vorstellungen, Begriffen und der

weiteren logischen Bearbeitung derselben dadurch, daß wir diese letzteren in bezug auf irgendetwas schaffen und erdenken, daß sie unsere Erzeugnisse sind, während der Mythos weder geschaffen noch erdichtet, sondern gegeben wird und ist, und alles weitere, die Begriffe, in bezug auf den Mythos und in seinem Gefolge entstehen.

Aber erdichten und erzeugen wir vielleicht nicht auch jetzt, — so könnte man uns befragen — die neuen Worte, die uns für verschiedene Zwecke nützlich sind? Sind vielleicht alle unsere Autos, Lokomotiven, Wagen, der Telegraph usw. nicht die neugeschaffenen Worte? Aber es kommt eben darauf an, daß diese Worte nicht erzeugt, sondern aus dem alten, schon existierenden Wortmateriale gebildet sind; und ebenso ist auch ihre innere Geschichte beschaffen. Sie werden nämlich nach einem Apothekerrezept gebildet: soviel von einem und soviel von anderem. Nehmen wir an, daß man, um eine bewegende Maschine zu nennen, zunächst um der Bequemlichkeit und des Ausdrucksvollen willen ein lateinisches, den Ort bezeichnendes Wort und dann ein anderes ebenfalls lateinisches und die Bewegung bezeichnendes Wort nimmt, so erhält man als Ergebnis „loco-motiv“. In derselben Weise wird überhaupt die wissenschaftliche Terminologie gebildet: um diesem Komplex der vorliegenden Bedeutungen, Begriffe und Worte Ausdruck zu geben, wurden als Verkürzungen die Worte erdichtet, die in ihrer Wurzelbedeutung eben den gewünschten Sinn haben; darum ist ein Terminus immer eine verkürzte Wortbeschreibung, welche später beim Gebrauche den Anschein eines Wortmonolithes erhält. Das ist aber nicht alles, denn ein psychologischer Terminus wird als ein selbständiges, neues Wort, als neue Wortgeburt erlebt; noch mehr — er ist eben dasjenige neue Wort, das einen neuen Sinn für sich findet und schafft. Mit anderen Worten, es ist notwendig, anzuerkennen, daß das Schaffen der Worte nicht nur vermittle der ursprünglichen durch sich selbst erzeugten Worte, der Wort-Mythen, durch die lebendige Sprachgegebenheit, sondern auch vermittle dieser schon existierenden Worte ermöglicht wird, sodaß es ein primäres und ein sekundäres (ein tertiäres usw.) Wortschaffen gibt. Das hat im Leben der Sprache eine ungeheure Bedeutung: durch die durchgebrochenen Fenster der Urwörter, d. h. der Sinneselemente, dringt fortwährend immer neuer, sich ausbreitender Sinn, ebenso, wie aus einigen Noten der Gamme die ganze Unendlichkeit der Musik entsteht. Endlich können auch manche Leute sich dessen rühmen wollen, daß heute ganz neue Worte „geschmiedet“ werden, z. B. alle diese ruchlosen „Sowdep“, „Vikschel“, „Semgor“ u. dgl. Aber es ist augenscheinlich, daß wir hier bloß einen besonderen, am meisten mechanisierten und vereinfachten Fall eines an die schriftliche Sprache, an die Initialen angepaßten terminologischen Prozesses vor uns haben, und daß vermittle dieser ihrer sozusagen algebraischen Zusammensetzung sich die neuen Wortmannequins bilden. Doch werden solche Wortmannequins — und darin eben besteht mystisch der schmerzlichste Punkt dieser Angelegenheit — zu Vampiren, erhalten ihr eigenes Leben, ihr eigenes Dasein und Kraft. Eine ganze Schar solcher toter Wort-Larven oder Vampire bildet sich, die dann das Blut aus der Sprache saugen und ihrer schwarzen Magie dienen.

Um unserem Gedanken darüber, in welchem Sinne die Worte sich selbst aussprechen oder erzeugen, einen scharfen Ausdruck zu geben, vergleichen wir

ihn mit einigen Standpunkten, die verwandt zu sein scheinen, aber in derselben Zeit sich tief davon unterscheiden. Und zwar läßt sich unser Gedanke vor allem von der rauhen und heute kaum von jemandem verteidigten Vorstellung tief unterscheiden, nach welcher Gott einzelne Worte oder die ganze Sprache direkt in den Menschen hineingelegt habe, so wie eine Mutter ihr Kind zu sprechen lehrt, oder so wie wir eine neue, fremde Sprache erlernen. Dieser rauhe Anthropomorphismus ist erstens nicht fromm. Bei einer solchen Ansicht werden die Worte oder die Sprache in ihrer Würde so tief herabgesetzt, daß sie zu einer Art Zeichen werden, und der Sprachunterricht an den Papagei zu erinnern beginnt, wobei dem Menschen eine vollkommen passive, blind aneignende Stellungnahme zugeschrieben wird. Aber der Erzählung des Buches der Genesis nach führte Gott vordem Menschen die Tiere, um zu sehen, wie er dieselben benennen werde, oder, unserer Deutung nach, wie sie selbst sich in ihm und durch ihn benennen werden. Es ist nicht ein anthropomorphisierter Gott, der den Menschen die Worte erlernen läßt, sondern die von Gott geschaffene Welt, in deren ontologischem Mittelpunkt der Mensch steht, zu welchem die Laute des ganzen Weltgebäudes sich ziehen und in welchem sie klingen¹⁹⁾. Freilich nehmen auch wir an, daß die Sprachfähigkeit dem Menschen angeboren ist, und daß die Vorstellung von dem homo alalus zu den darwinistischen Fäseleien zu zählen ist die leider die Seele zahlreicher Sprachforscher beherrschen²⁰⁾. Aber wenn wir behaupten, daß der Mensch seiner Natur nach die Sprache besitze, so sagen wir damit nur, daß er seiner Natur nach Mensch in voller Bedeutung dieses Wortes ist, d. h. ein kosmisches und zu gleicher Zeit auch denkendes Wesen. Die Fähigkeit zum Logos als Denken und Sprache ist eben das, was den Menschen zum Menschen macht. Jedoch gilt es nicht, diesem Gedanken eine solche Wendung zu geben, als ob in den Menschen von Gott nur ein allgemeines Sprachvermögen gelegt würde und er selbst die einzelnen Worte dagegen erdenke. Ein solcher Standpunkt kommt zuweilen auch in der Patristik, z. B. beim hl. Gregorius von Nyssa, freilich in polemischer Hingerissenheit, zum Ausdruck²¹⁾. Hier schleicht von neuem die Vorstellung ein, als ob der Mensch auf Grundlage eines allgemeinen und unbestimmten Sprachvermögens die Sprache erdenke und die Worte bilde, sich dabei evidentermaßen durch diese oder andere onomatopoeischen Kriterien leiten lassend, und die Sprache wird also ganz willkürlich bis zu einer grammatikalischen, instrumentalen, utilitaristischen Bedeutung herabgesetzt. Das Selbstsein der Worte, die Sinnkörner, der Sprachsymbolismus wird dabei schweigsam geleugnet, denn das Problem desselben wird nicht bemerkt. Diese Idee selbst aber hat einen so sehr zerfließenden Charakter (der Begriff des „Sprachvermögens“ ist in der Tat ganz unbestimmt), daß sie sogar der Kritik nicht unterworfen werden kann. Dieselbe Idee, nämlich daß die Sprache als ein allgemeines Vermögen, durch welches die einzelnen Worte infolge dieser oder anderer besonderer Motive entstehen, dem Menschen angeboren sei, teilen auch — ganz unabhängig von jeder theologischen Orientierung und von allen theologischen Voraussetzungen — viele Vertreter der Linguistik. Man kann hier die Namen Steinthals²²⁾, Wundts²³⁾ und noch anderer Forscher anführen. Häufiger kommt es im Zusammenhange mit der Lehre von der Evolution vor, daß der ganze Schwerpunkt der Frage sich auf die Seite der Evolution übertragen läßt, welche überhaupt die Wunder leistet und zu den ganz unerwarteten Ergeb-

nissen führt. Dem Wesen nach bedienten sich schon die Vertreter des Altertums — Diodorus, Vitruvius²⁴⁾, Lucretius²⁵⁾ der evolutionistischen Vorstellungen. Die von uns schon erwähnten onomatopoeischen Theorien und Interjektionstheorien sind nichts anderes als eine andere Form derselben Tendenz: sie geben nur die einzelnen besonderen Ursachen der natürlichen, evolutionistischen Entwicklung und Entstehung der Sprache an. Nach manchen Forschern entwickelte sich diese aus dem Geschrei der Tiere, nach den anderen — aus der Nachahmung der Klänge; aber so oder so, wird hier das Wort daraus entstehen, was an sich das Wort nicht ist oder noch nicht ist. Dabei erhält die zentrale und einzige Hauptfrage danach, wie aus dem Nicht-worte das Wort entsteht, oder, — was auf dasselbe hinausläuft — wie das erste Wort in seiner Eigenart erscheint, keine Antwort, sondern wird, mit Berufung auf die Allmählichkeit des Ueberganges umgangen, als ob es möglich wäre, im voraus eine zukünftige evolutionistische Brücke über dem Absturz zu bauen. Die ignoratio elenchi, die Weigerung, auf das Problem einzugehen, die Selbsttäuschung — das ist das unvermeidliche Schicksal der Evolutionstheorie, in dem gegebenen Falle ebenso wie in allen anderen. Damit wollen wir die Tatsache der Entwicklung der Sprache gar nicht leugnen; aber man muß wissen, woraus sie entsteht und wohin sie führt; man muß die entelechiale Zielursache derselben kennen lernen, von welcher gewöhnlich die zeitgenössischen Evolutionisten ebenfalls nichts hören wollen; und eben in dieser schlechten Unendlichkeit besteht das ganze Pathos ihrer Theorie.

Doch ist auch unsere Ansicht nicht vielleicht evolutionistisch? Ja und nein zu gleicher Zeit. Ja, sie ist in dem Sinne evolutionistisch, daß die Sprache ihrer Natur entsprechend ihre eigene gesetzmäßige Entwicklung hat; sie ist aber zu gleicher Zeit nicht evolutionistisch, denn die Natur der Sprache wird durch diese ihre Entwicklung nicht bestimmt, sondern umgekehrt, diese ihre Entwicklung ist die Folge der Natur der Sprache und letzten Endes auch der Natur des Menschen. Die anthropokosmische Natur des Wortes macht es zum Symbole, zur Konkreszenz von Wort und Gedanken; und eben darum lassen sich die Worte nicht bilden, sondern sie werden nur durch die Sprachmittel in dem Menschen und durch den Menschen verwirklicht und realisiert.

5. Aber wenn es so ist, wenn die Urworte kosmische Symbole, oder von sich selbst verkündigende Mythen sind, so erhält das Problem der Vielgötterei, der Vermischung der Sprachen zu Babel, der Existenz einiger hundert derselben, eine besondere Schärfe. Es wäre, wie es scheint, natürlich zu erwarten, daß die bestimmten kosmischen Motive auch einen verwandten, wenn nicht gerade identischen Lautausdruck haben sollen. Trotzdem ist das nicht so, sondern die Sprachen sind zahlreich und es ist bisher nicht gelungen, ihre Mannigfaltigkeit auf eine einheitliche Ursprache zurückzuführen. Aber wenn auch das gelingen dürfte, so bliebe die Frage nach der heutigen Sprachmannigfaltigkeit immer in voller Kraft. Von einer Seite ist es ausschließlich das innere Wort, der Sinn, welcher den einheitlichen Sprachkern verschiedener Sprachen, die innere Einheit derselben als Wortwerkzeuge ausbildet und die Übertragung eines gegebenen Sinnes aus einer Sprache in eine andere ermöglicht. Und die Sprachvermischung zu Babel erstreckt sich nicht auf die Seite des Sprachsinnes; sonst würde sie die Sprache vollkommen zerstören, die Einheit des Menschengeschlechtes brechen und damit auch das erhabenste Geschöpf Gottes, den Menschen,

vernichten. Aber von anderer Seite zeugt diese Sprachmannigfaltigkeit davon, daß es ein solches klangbrechendes Milieu gibt, welches das Klangwiderhallen des einheitlichen Sinnes vermannigfaltigt. Das Sprachorgan oder der Sprachorganismus ist nicht ein und derselbe bei verschiedenen Stämmen. Dieser Unterschied betrifft nicht nur die Wurzel, sondern auch die ganze Struktur der Sprache, ihren ganzen Charakter oder Geist, der sich so schwierig bestimmen läßt²⁶⁾. Doch sprachen wir bisher von den Wurzeln. Dieser Unterschied in dem Klangworte bei der Identität oder wenigstens der Einheit des inneren Wortes, des Sinnes, zwingt dazu, die Äquivalenz der Worte einer und derselben Sprache oder verschiedener Sprachen zu postulieren, denen gegenüber in Wirklichkeit kein Grund, außerhalb der persönlichen Geschmäcke, Sympathien und der Blutverwandtschaft da ist, um eine auf Kosten der anderen hochzupreisen. Jede Sprache ist in ihrer Art schön und gut²⁷⁾ und in jeder kann man alles sagen, vielleicht auch mit verschiedener Leichtigkeit, aber das hängt vom verschiedenen Grade der Ausbildung einer Sprache oder der Kunst des Sprechens, also von dem Ausführenden und nicht von dem Instrumente ab. Auf diese Schwierigkeit stoßen wir z. B. bei Uebersetzung der philosophischen oder spezialwissenschaftlichen Ideen von einer Sprache in die andere. Doch wird sicher niemand behaupten, daß die russische Sprache schlechter als die deutsche sei, obgleich jene auch weniger ausgearbeitet als diese ist. Es ist sehr wahrscheinlich, daß eine Übersetzung Hegels in die hottentottische Sprache auf noch größere Schwierigkeiten stoßen würde, aber andererseits würde eine gute, genaue Übersetzung irgendwelcher Jagdausdrücke aus der hottentottischen Sprache in die deutsche sich als nicht weniger schwierig erweisen; und wenn bisher noch kein hottentottischer Hegel erschienen ist, so darf man annehmen, daß die Ursache davon auf jeden Fall nicht in den Sprachhindernissen liegt. Wenn wir in den inneren Sinn der Erzählung vom Turmbau zu Babel hinein hören werden, so wird es klar, daß die einheitliche natürliche Sprache, nach dem absichtlichen göttlichen Zusehen, gleichsam durch eine Mannigfaltigkeit und Unverständlichkeit der Mundarten verschleiert wurde, welche im übrigen gar nicht so stark war, um die Erlernung einer fremden Sprache und das Begreifen derselben unmöglich zu machen. Von einem prinzipiellen Standpunkte aus ist die Erlernung jeder Sprache oder, genauer, aller Sprachen möglich: die tatsächliche Unmöglichkeit beseitigt nicht die prinzipielle Möglichkeit derselben, bei deren Verwirklichung die Mannigfaltigkeit der Sprache sich überwinden und die Einheit sich realisieren ließe. Und es ist für uns in der Erzählung der Genesis (IX, 1—9) prinzipiell wichtig, daß ursprünglich und natürlich ihrem Wesen nach „alle Welt einerlei Zunge und Sprache hatte“. Diese Einheit der Sprache ist ursprünglich, ist der Natur der Sprache eigen, liegt im Grunde derselben, während die Mannigfaltigkeit ein Zustand der Sprache, eine Modalität derselben und dabei eine krankhafte Modalität ist, da sie an den Zustand der sündhaften Trennung der Menschen voneinander gebunden ist. „Und der Herr sprach: Sieh, es ist einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen, und haben das angefangen zu tun; sie werden nicht ablassen von allem, das sie vorgenommen haben zu tun. Wohlauf, laßt uns herniederfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner des anderen Sprache vernehme!“ (ib. 6—7). Hier ist gar nicht von dem Schaffen neuer Sprachen, sondern von dem Verständnis der Äußerungen

einer Sprache, die im Wesen auch weiter einheitlich bleibt, die Rede. Wenn wir noch in Betracht ziehen, daß das Ereignis dieser Erzählung in der Zeit stattfand, als sich schon drei Völkerzweige von Japhetiten, Semiten und Chamiten gebildet hatten, ganze Völker entstanden und sich auf dem Erdenantlitze verbreiteten (X 32), so wird als Rätsel nicht die Tatsache erscheinen können, daß sie sich infolge der Vielsprachigkeit gegenseitig zu verstehen aufhörten, sondern daß sie vor diesem Ereignis eine einheitliche Sprache hatten und sich gegenseitig vollkommen verstanden. Dann aber plötzlich fiel gleichsam ein Schleier der Vielsprachigkeit, sie hörten auf, sich gegenseitig zu verstehen, und die Linguistik entstand zu Babel. Wenn man an die Herkunft des göttlichen Wortes glauben und dem genauen Inhalte dieser Erzählung in dem Gesamtkontexte zuhören will, so wird es klar, daß die Sprache und die Mundarten auch vor dem Turmbau zu Babel da waren, die Sprache aber dabei einheitlich war, so daß alle sich gegenseitig verstanden. Die Spracheigenschaften verschiedener Völker hinderten das ebenso wenig, wie wenig heutzutage das die individuellen Züge der Aussprache und der Rede hindern, denn die Sprache ist immer individuell; und wenn man die Worte unter dem Klangmikroskope miteinander vergleicht, so wird sich vielleicht erweisen, daß die Einheit der Sprache sogar in den Schranken einer einzigen Familie nicht mehr existiert, um von der Struktur der Rede, von dem „le style est l'homme“, schon zu schweigen. Also die sprachlichen Unterschiede, was dieselben auch sein könnten, verdeckten das innere Wort nicht, welches durch die durchsichtigen Gläser des äußeren Wortes durchklingt; und nichtsdestoweniger wurden dieselben Gläser plötzlich undurchsichtig, so daß das Verständnis ihres Sinnes nur mit Hilfe besonderer Anstrengungen erreicht werden kann. Die Sprache blieb freilich in ihrem Grunde unverletzt, aber ihr innerer Sinn, der früher offen war, verschloß sich und es erschien eine krankhafte Empfindsamkeit für die individuellen Eigentümlichkeiten der Klangrede, für die Verwirklichung der Sprache. Die Menschheit, die sich ihrer kosmischen Einigung in dem Worte nur um der Erreichung eigener menschlicher Ziele willen bediente, verfiel in den Psychologismus (da der menschliche Stolz eben der Psychologismus ist) und sah sich durch den Sprachpsychologismus natürlich bestraft. Denn die Vielsprachigkeit ist in einem gewissen Sinne eben dieser das ontologische Wesen der Sprache verdeckende Psychologismus. Aber man kann daraus auch einen umgekehrten Schluß ziehen, nämlich daß ein integrierter, in seiner Keuschheit wiederhergestellter Mensch durch die Sprachhülle das innere Wort aufnehmen, d. h. die Vielsprachigkeit besiegen kann. Uns ist ein Fall solcher Wiederherstellung des normalen Verhältnisses des Menschen zur Sprache mitgeteilt worden, nämlich das Pfingstfest, wo nach der Ausgießung des heiligen Geistes auf die Apostel diese begannen, sich in neuen Sprachen auszudrücken, wie das auch ihnen von dem Erlöser nach der Auferstehung (Mark 16, 17. Vgl. 1 Kor. XII, 20) versprochen war, und die zahlreichen anwesenden Völker sie in Erstaunen anhörten und danach fragten, ob sie alle nicht die Galiläer wären (Apg. II, 3—11). Die Gabe der Sprache wird dann mehrmals als die Äußerung der Gnade des heiligen Geistes und einer besonderen Begeisterung hervorgehoben (Vgl. Apg. X, 46; XIX, 6. I Kor. XII, 10, 28, 30; XIII, 1; XIV, 2). Wie ist diese wunderbare Gabe der Sprache aus der Natur der Sprache selbst zu verstehen? Das bedeutet nur, daß sie von ihrer in der Verschleierung des Sinnes bestehenden Krankheit genas

und ihre eigene ursprüngliche Durchsichtigkeit und Einheit wiederaufnahm, die ihr von Adam bis zum Turmbau zu Babel eigen war. Deswegen ließ sich auch der Schleier der Vielsprachigkeit aufheben. Die apostolische Predigt „vor vielen Sprachen“ kann zweifach gedeutet werden: entweder war ihre eigene galiläische Rede so sehr deutlich und durchsichtig in bezug auf das innere Wort — den Sinn, daß auch diejenigen, die diese Sprache nicht gelernt hatten, sie so empfanden, als ob sie dieselbe erlernt hätten, und dieselbe Sprache so verstanden, als ob sie dieselbe schon kannten, oder, sagen wir, als wenn sie irgendeine ausdrucksvolle Gestikulation ohne eine besondere Übersetzung und ohne einen Unterricht zu verstehen im stande waren. Oder ist auch eine entgegengesetzte Annahme möglich, nämlich daß die Apostel das Vermögen erhielten, ihr inneres Wort in verschiedene Kleider in bezug auf die individuellen Klangeigentümlichkeiten einzuhüllen, so daß sie wirklich in verschiedenen Sprachen sprachen (so geschah es, der Darstellung der Glossolie in der I. Epistel an die Kor. nach, in den Gebetversammlungen, wo nicht alle den in verschiedenen Sprachen Sprechenden verstanden, weshalb ein Interpret nötig war). Aber dem Wesen nach ist das ein scheinbarer oder phänomenaler Unterschied, so daß beide Annahmen gleichfalls gemacht werden können: die Apostel sprachen in fremden Sprachen darum, weil alle diese für sie durchsichtig waren; und umgekehrt, wenn sie in ihrer eigenen Sprache, aber mit einem verschleierten Sinne sprachen, so wurden sie für alle Völker verständlich, da die Sprache einheitlich ist und nur die Modi-Mundarten derselben mannigfaltig sind. Und wenn diese ontologische, ich möchte sagen, anthropologische ursprüngliche Spracheinheit nicht existierte, so wäre das Pfingstfest ein unverständlicher Unsinn. Das Wunder ist kein Hokus-Pokus, der seine Wurzel in dem Sein nicht hat und dieses sogar verleugnet; es bedeutet immer und überall die Gesundmachung des Wesens, die Aufmachung seiner wahren Natur und insofern seine Erhebung auf eine höhere Stufe. In dem Wunderbaren erkennen wir das wahre Wesen des Naturmäßigen, und in dem gegebenen Falle deckt sich in ihm die ursprüngliche Spracheinheit auf, die ebenso ursprünglich ist wie diejenige des Menschengeschlechtes.

Aber um so schärfer wird damit die Frage nach der Vermengung der Sprachen zu Babel oder nach der Mannigfaltigkeit derselben. Man möge das Wechselverhältnis der Sprachen deuten wie man es will, man möge sie auf eine Urquelle, eine Ursprache zurückführen oder in einer unzurückführbaren Mannigfaltigkeit (wenigstens derjenigen Sprachfamilien, welche heute die Sprachwissenschaft kennt)²⁸⁾ lassen, aber die Frage nach der Vielsprachigkeit wird dabei immer ihre Schärfe behalten. Freilich hebt diese Vielsprachigkeit die Einheit der inneren Sprache gar nicht auf, denn sonst würde das gegenseitige Verständnis unmöglich geworden sein, und die Menschheit selbst würde durch die Sprache gespalten und damit erledigt; die Vielsprachigkeit ist keine Mannigfaltigkeit der Sprachen, denn die Sprache ist einzig und allein und es gibt nur eine Mannigfaltigkeit der Mundarten. Aber wie sollen wir doch diese Mannigfaltigkeit verstehen? Vor allem ist es evident, daß sie nicht die innere Sprache, nicht das Nomenon derselben, sondern ihre phänomenale Verkörperung, die Verwirklichung und die Individualität der Sprache betrifft. Das leuchtet vor allem daraus, daß man die Sprache als eine Mundart erkennen kann und wirklich erkennt.

Auch die vaterländische Sprache erlernen wir in der Kindheit; und wenn wir dieser Erlernung entzogen würden, so würden wir kaum selbständig auch die Sprache unseres eigenen Volkes erfinden. Die Sprache ist in diesem Sinne ein sozial-historisches Phänomen und gehört zu denjenigen Kleidern, welche die Zeit, die Umgebung, das Milieu und die Gesellschaft anlegen und abziehen. Im Gegenteil erlernen wir die innere Sprache, die unter der Mundart, in dem Grunde derselben liegt, und die Worte als die sich im Klange verkörpernden Ideen oder Symbole nicht, sondern dieselben entstehen in uns; und sie entstehen gleich in allen Menschen ihrer Menschlichkeit gemäß (wobei wir sicher an eine prinzipielle, dynamische Gleichheit denken, welche sich tatsächlich bei verschiedenen Subjekten auch nicht in einem gleichen Maße verwirklichen kann). Die Grundlage der Sprache ist kosmisch oder anthropologisch, die Bekleidung oder die Realisation derselben ist aber eine sozial-historische Angelegenheit. Die Sprache als Mundart ist die Sache des menschlichen Schaffens²⁹⁾, der menschlichen Kunst, Psychologie und Geschichte. Die Sprachen als Mundarten entstehen und vergehen, besitzen ein verschiedenes Alter, sind verschieden ausgearbeitet und haben verschiedene individuelle Eigenschaften. Sie sind die Prismen, die jedes auf seine Art die Strahlen brechen und färben. Die Sprache trägt in sich die Kristalle der Geschichte, der nationalen Psychologie, ist überhaupt und immer nicht nur ein Organismus, sondern auch ein Konglomerat, das die Sprachwissenschaft erforscht, wobei sie sich verschiedener Methoden bedient³⁰⁾. Und wie es sich von selbst versteht, bleiben diese oder andere Eigentümlichkeiten des Werkzeuges, seine Eigenschaften, Heranbildung, Zustand nicht ohne Einfluß, nicht nur auf die Verwirklichung der Sprache, sondern auch auf das Erwachen der inneren Sprache, der Energie derselben selbst. Hier haben wir den nicht selten vorkommenden Fall eines gegenseitigen, beiderseitigen Einflusses vor uns. Unter anderem ist das eben der Grund, warum es uns scheint, daß die innere Sprache in einem gleichen Grade allen Menschen (diejenigen inbegriffen, die der äußeren Sprache entzogen, d. h. taub und stumm, taubstumm sind) potentiell eigen ist. Ihre Sprache bleibt fatal unverkörpert und für uns unzugänglich; aber die Fortschritte in der Erlernung der Sprache, die sich durch das Alphabet der Taubstummen erzielen lassen, der Sprachunterricht, der ihnen gegeben wird, würden unmöglich, wenn die innere Sprache nicht existierte. Es handelt sich hier um eine äußere, nicht um eine innere Taubheit.

Hier aber stoßen wir von neuem auf dieselbe Frage nach der symbolischen Natur des Wortes. Wenn das Wort das Sinnessymbol ist, die Konkreszenz der Idee mit dem Klange, und wenn diese Konkreszenz oder Verkörperung des Sinnes eine hier notwendige Bedingung ist, wie soll dann die Mannigfaltigkeit der Mundarten verstanden werden? Evidentermaßen ist ein gewisses Meta-Wort zu postulieren, das Wortnomenon, welches sich in der Klanghülle äußert. Diese Hüllen bilden in ihrem Komplex die Sprache, welche, wie es sich von selbst versteht, nicht eine mechanische Vereinigung der Worte, sondern einen Wortorganismus ausmacht, so daß die ganze Sprache sich in jedem einzelnen Worte äußert. Die Sprachen sind gleichsam verschiedene, in einer bestimmten Weise gestimmte Resonatoren, die auf die gegebenen Wellen mit dem Vibrieren antworten, wobei freilich ihre spezielle Abgestimmtheit verschieden ist, aber mit ihr zusammen auch alle übrigen Klänge verschieden resonieren. Man kann und

soll von der Equivalenz der Sprachen in dem Sinne sprechen, daß jede derselben in ihrer Art ihrem Ziele, nämlich Logos des Kosmos und des Denkens zu sein, dient; aber in derselben Zeit soll man auch diesen Unterschied im Auge haben. Die Frage danach, wie man diesen Unterschied ergreifen und bestimmen kann, birgt in sich eine ungeheure Schwierigkeit: wir sind augenblicklich außerstande, sogar uns ihr zu nähern, und doch bezeugt das unmittelbare Gefühl, daß dieser Unterschied da ist, und der Regenbogen der Sprachen, der aus der Auflösung der weißen Strahlen, der natürlichen Sprache, der wahren Weltsprache entsteht, hat in seinem Spektrum für jede Sprache einen Strahl von bestimmter Färbung und Bedeutung. Alle Sprachen sind natürlich, d. h. mit der Sprache der Dinge verbunden; aber jede in einer eigenen Weise und in einer von der anderen verschiedenen Hinsicht. Eben darum kann und soll man bei der Equivalenz der Sprachen auch ihre Ungleichheit, ihre Hierarchie postulieren; ebenso wie alles andere, ist auch die Sprache hierarchisch, obgleich wir keine Mittel besitzen, um diese Hierarchie feststellen zu können: denn auch die Strahlen des Sonnenspektrums haben ebenso wie die Klänge ihre eigene Beschaffenheit, also auch ihre Hierarchie. Vielleicht haben die verschiedenen Sprachen gewisse eigene Sprachenschlüssel, die wir außerstande und unfähig sind zu entdecken. Ich behaupte das in bezug auf die Grundsprachen und nicht auf die Dialekte, welche eine zureichende Erklärung im Leben und in der Geschichte finden und zum veränderlichen und fließenden Sprachelemente gehören. Die Wissenschaft der Gegenwart tut vor uns allmählich die Struktur der Gehör- und Sprachorgane auf, und aus dieser Erkenntnis wird vielleicht letzten Endes die Erklärung des Geheimnisses der Sprache und desjenigen des Gehörs hervorkommen. Es ist unzweifelhaft, daß diese Organe ein gewisses ontologisches Kryptogramm der Welt darstellen, das wir unfähig sind zu lesen. Wir erkennen aus der Phonetik, wie aus bestimmten Klang- und Bewegungsgruppen der Kehlkopforgane die Klanggruppen die Worte entstehen, und was für eine ungeheuer komplizierte und feine und selbstverständlich „unbewußte“ Arbeit hier vor sich geht. Wenn sich die Worte in die Klänge und in die Geräusche zerlegen lassen, d. h. in die bestimmten Vibrationen der Klangwellen, so kann man die Grundlage der Worte als gewisse rhythmische Bewegungen betrachten, die in dem physischen Milieu entstehen, so daß die Worte oder vor denselben die Buchstaben, die Klänge, bestimmte qualifizierte Rhythmen sind. Das Wort ist ein Rhythmus, und die Rede ist ein komplizierter rhythmischer Organismus. Auf jeden Fall bleibt in bezug darauf nichts anderes übrig, als der Arbeit der beschreibenden, experimentalen Phonetik und Physiologie mit Geduld und Aufmerksamkeit zuzuhören.

Was kann man für das Urelement der Sprache halten: den Buchstaben, wie die Kabbala es wollte, oder die Silbe, das Wort? Das ist eines der verdammtsten Probleme der Sprachphilosophie. Wenn der Buchstabe als ein solches Urelement angenommen werden soll, so darf man freilich nicht vergessen, daß er die Klasse bestimmter Klänge und den Charakter derselben nur ungefähr bezeichnet, und daß die Zahl der durch einen und denselben Buchstaben bezeichneten Variante des gegebenen Klanges sehr groß sein kann, da sie von den vorhergehenden und nachfolgenden Klängen, von der Stelle, die dieser Buchstabe in dem Worte und sogar in der Phrase einnimmt, abhängt, so daß man gezwungen ist, nicht von dem Buchstaben, sondern von der Silbe in concreto zu sprechen. Darum ist das Stili-

sieren des Buchstabens, als ein solches, noch immer ein rauhes Verfahren, das zum Mißverständnisse führen kann. Die Steinerische Eurhythmie, in welcher die Buchstaben des deutschen Alphabetes als Rhythmensymbole genommen werden, scheint jetzt ein solches Mißverständnis zu begehen, indem sie versucht, den „noumenalen“ Sinn des Wortes dadurch zu begreifen, daß sie denselben in die Sprache der Geste oder der Bewegung übersetzt, die ihrerseits in einer äußerst rauhen Weise die gesuchten Rhythmen zum Ausdrucke bringt. Außerdem soll man nicht alle Buchstaben in dem Worte formal als gleichberechtigt halten und ausgleichen, indem man sie durch die Bewegung ausdrückt; denn die Buchstaben sind in dem Worte nicht gleichbedeutend, sondern es gibt darin die Wurzelgrundlagen, die Flexien, die Suffixe usw. Und das Vorlesen aller Buchstaben ohne Unterschied und nacheinander, die Eurhythmisierung derselben in den Gesten ist ebenfalls falsch. Die Rauhmigkeit des eurhythmischen Herankommens deckt nicht nur nicht die Natur des Wortes auf, sondern sie verschleiert vielmehr dieselbe. Die Kabbala betrachtet, wie bekannt, die Buchstaben des hebräischen Alphabets (die Konsonanten und die halbvokalen Laute) als Urelemente der Sprache, die auch eine kosmische Bedeutung besitzen. Darauf beruht die kabbalistische Methode der Wortanalyse, der verschiedenartigen Umstellungen, die Bestimmung der Bedeutung der Wortzahl (die Gematrie) und dgl. Was sind die Buchstaben anders als schriftliche Zeichen oder Klänge, oder, genauer, als eine in einer bestimmten Weise gefärbte Klängeklasse? Sind sie bloß ein Stimm- oder Sprachmittel damit etwas da wäre, woraus man die Worte bilden könnte? Existieren diese oder jene Buchstaben darum, weil unsere Stimmorgane in einer bestimmten Weise ausgestattet sind und an dem Vonsichgeben eines Lautes außerhalb der Lungen und der Kehlmuskeln, auch die Lippen, der Gaumen, der Mund und die Nase teilnehmen? Oder, gerade umgekehrt, ist die Ausstattung der Sprachorgane so wie sie sind, eben darum, weil ihr Ziel darin besteht, Laute einer bestimmten Qualität zu erzeugen, sodaß man in diesem Sinne sagen kann, daß die Lippen- oder Zahnlaute vor den Lippen und den Zähnen selbst existieren? Das Organ selbst wird von der Funktion aus und nicht umgekehrt verstanden; und in diesem Sinne haben vielleicht die Kabbalisten Unrecht, indem sie annehmen, daß die Buchstaben ihrer bestimmten Natur nach unabhängig existieren, sogar gleichsam in keiner Beziehung zur Sprache stehen und z. B. diejenigen Kräfte bedeuten, aus welchen die Welt geschaffen ist? Evidenterweise ist die Wissenschaft nicht imstande, die Frage danach zu lösen, was das prius in diesem Falle ist und wofür es eben ein prius bedeutet: das Organ für die Funktion oder die Funktion für das Organ? Wie wertvoll und wichtig die Erfolge der experimentalen Phonetik auch sein mögen, sie ist unterschiedslos außerstande, diese Frage zu lösen; und eine Antwort darauf wird nur auf der Grundlage der Erwägungen allgemeinen Charakters gegeben. Für uns scheint es vollkommen unmöglich anzunehmen, daß die Ausstattung der Sprachorgane und die daraus entspringende Klassifikation der Laute zufällig ist: das wäre zu sinnlos und könnte sich nicht mit der wundervollen Feinheit dieser Organe versöhnen, die aus ihrer Funktion heraus zu verstehen sind. Die Stimmorgane sind darum so und so, weil die Buchstaben so und so sind: ihre Aufgabe besteht nicht in dem Aussprechen der Buchstaben überhaupt, sondern in demjenigen der Laute einer bestimmten Qualität. Und wie das Auge, das Organ des Lichtes, darum existiert,

weil es das Licht gibt, ebenso existiert auch das Sprach- und Gehörorgan darum, weil der Laut als eine Weltenergie da ist. Die Laute schaffen für sich selbst die Organe in dem Menschen, in welchem das ganze Weltgebäude eingeschrieben werden soll. Und darum müssen wir, von der Phonetik und der Physiologie der Sprache ganz absehend, den Buchstaben (in dem angegebenen Sinne) eine wirklich unabhängige Existenz zuschreiben und dieselben nicht bloß für einen flatus vocis halten. Die Buchstaben, die Buchstabenklänge existieren an sich: und nur darum existieren sie auch in der Sprache. Hier liegt eine auffallende Analogie mit den Ziffern und den Zahlgrößen vor, denen man nicht umsonst auch die Buchstaben überall gleichsetzt, das Zifferalphabet daraus bildend. Nicht die Ziffern entstehen in der Arithmetik, sondern umgekehrt diese letzte besteht um der Ziffern willen. Aber wir weisen darauf nur beiläufig hin; denn uns zu den Buchstaben wendend, müssen wir eine neue, bisher nie behandelte Frage formulieren. Wir hielten nämlich bisher die Wurzelworte, die die Sinnesverdichtungen bilden und die Ideen ausdrücken, für das Urelement der Sprache; jetzt aber daneben, oder außerhalb derselben, erkennen wir als die Urelemente auch noch die Buchstaben an. Was für ein Verhältnis besteht also zwischen den Worten und den Buchstaben, den Wurzeln und den dieselben bildenden Klängen? Sind die Worte bloß Aggregate der Buchstaben, welche man darum umstellen und ersetzen kann, oder sind sie die Buchstabenorganismen? Ist dieser Zusammenhang ein mechanischer oder sozusagen ein chemischer, in welchem das Alte verschwindet und das Neue sich ausbildet? Die Methoden der Kabbala negieren und schaffen im Wesen die Worte ab; für die Anhänger der Kabbala besteht die Sprache nur aus den Buchstaben und zwar aus denjenigen einer bestimmten Klasse (d. h. aus den Konsonanten, da die Vokale in der hebräischen Sprache fehlen und zu den Buchstaben nicht zugehört werden). Uebrigens können wir sagen, — indem wir Einzelheiten beiseite lassen, um dadurch den Tatbestand nicht komplizierter zu machen, — daß eine solche Deutung des Wortes, indem sie die Kraft desselben als eines Weltelementes behauptet, damit seinen Sinn, d. h. die Idee des Wortes, aufhebt: das Wort ist hier bloß eine Kraft, nicht mehr ein Symbol. Aber man muß die eine Seite des Wortes ebenso wie die andere aufrecht erhalten. Daß die Buchstaben oder die Stimmklänge wirklich manche ursprüngliche kosmische Eigenschaften zum Ausdruck bringen, wie es auch die Farben, die Rhythmen eines bestimmten Typus, die Zahlen, und vielleicht auch andere Dinge wie die chemischen Elemente, die Mineralien, die Planeten usw. tun, darüber kann gar kein Zweifel sein.

Bei dieser Gelegenheit ist zu bemerken, daß die Untersuchungen über die Instrumentierung des Verses außerhalb der induktiven Beschreibung noch eine phonetische Charakteristik der entsprechenden Klänge und daneben auch die Erörterung ihrer gemeinsamen sozusagen kosmischen Bedeutung unbedingt enthalten müßten, wobei der gegenwärtige Impressionismus der einfachen „Imagination“, der bei der Aufdeckung des Sinnes einer oder der anderen Klanggruppe seine Anwendung findet, durch eine genauere Charakteristik ersetzt werden müßte. Gleichzeitig aber ist es notwendig, das folgende Axiom festzustellen: obgleich die Worte aus den Buchstaben bestehen, sich aus diesen zusammensetzen und in dieselben zerlegen lassen, sind doch die Buchstaben keine Worte, und die Worte sind keineswegs nur Buchstaben. Wir haben hier die Gebilde von verschiedener Qualität vor uns. In derselben Weise besteht ein Gemälde auch aus

den Farben, und doch sind es nicht die Farben oder nur dieselben, sondern die konkrete Verwachsung des Bildes und der Farben, wie eine Statue nicht bloß ein Stück Marmor, sondern ihrerseits ein konkretes Bild bedeutet. Eben in diesem Uebergange von einem in das andere, von den Buchstaben in das Wort, besteht das Geheimnis der Wortentstehung, die Verkörperung des Sinnes. Die Buchstaben sind gleichzeitig größer und kleiner, höher und niedriger als die Worte. Die Buchstaben sind darum größer als die Worte, weil sie weniger zahlreich sind; man kann sogar behaupten, daß eine bestimmte und begrenzte Anzahl von Buchstaben da ist, während die Worte und sogar die Wurzelworte zahlreich, man kann sogar sagen unbestimmt, unbegrenzt zahlreich sind. Der Buchstabe ist der Ausdruck einer Naturkraft, eine der Eigenschaften, der ursprünglichen Farben derselben, aus deren Vermischung die Welt gebildet ist; das Wort ist das Aufblitzen eines Sinnes, einer der Ideen, die zahlreich sind und ein fließendes, verfließendes Dasein führen, den Kosmos nicht bilden, sondern ausdrücken, denselben nicht schaffen, sondern symbolisieren. Der Buchstabe ist diejenige Urmaterie, in welcher und aus welcher das Wort, die Idee sich den Körper bildet; er ist ebenso, wie jede einfache Farbe oder Zahl allgemein und ursprünglich. Dagegen ist das Wort darum höher als der Buchstabe, weil es vom Licht und Gedanken durchdrungen ist, ebenso wie die Statue höher als der Marmor und das Gemälde höher als seine Farben sind. Die Idee spricht sich selbst in dem Worte durch die Buchstaben aus, wobei jedoch diese letzten schon sich selbst verlieren, sie selbst zu sein aufhören und eine Verdichtung, einen Klangkristall bilden. In diesem Sinne setzt sich das Wort nicht aus den Buchstaben zusammen, entsteht nicht daraus, sondern läßt sich nur in die Buchstaben zerlegen. Und darum erweist sich nicht der Buchstabe und nicht einmal eine Silbe als solche als die Ureinheit für das Wort, sondern der organische Wortteil, möge er auch in einem einzigen Buchstaben bestehen; aber dieser Buchstabe wird nicht mehr sich selbst gehören, sondern wird an das Wort gebunden, durch die Energie desselben durchdrungen, qualitativ bestimmt, umgebildet. Und die Wortwurzel, die immer eine Verdichtung der Buchstaben, einen Klangkristall bedeutet, ist ein Phänomen sui generis, das man nicht bloß aus der Buchstabenanalyse verstehen kann. Dessenungeachtet verschwinden die Buchstaben nicht dadurch, daß sie in die neuen Verbindungen eingehen; damit eine Verbindung möglich wäre, ist diese Eigenart der sich verbindenden Elemente notwendig; und darum behält auch die Klangnatur des Wortes in einem gewissen Grade ihre Bedeutung: sie bildet die nächtliche, unterbewußte, weibliche Charakteristik des Wortes, dem der männliche sonnenhafte Tagessinn eigen ist. Daraus folgt das, worin die Instrumentierung des Verses oder der Rede besteht, d. h. das bei der Anwesenheit eines bestimmten Gedankens entstehende Streben, demselben einen bestimmten Klangcharakter folgen zu lassen, der auch einen, obgleich dem Bewußtsein nicht vollkommen zugänglichen qualitativen Sinn unbedingt besitzt. Und wenn wir zuweilen nach den Ausdrücken und den Klängen willkürlich suchen und die Worte bewußt instrumentieren, uns dabei an die allgemeine Aufgabe — eine oder andere Stimmung auszudrücken — haltend, so bleibt auch das Wort selbst, als das Urelement der Rede genommen, nicht indifferent gegenüber den in ihm enthaltenen Buchstaben, sondern es instrumentiert in einem gewissen Sinne sich selbst durch die unbewußte, oder besser überbewußte, organische Auslese der

Klänge, ebenso wie für ein künstlerisches Ziel wiederum ein entsprechendes Material, Farbe und dergl. nötig sind. Die Auslese der Klänge erfolgt nach dem entsprechenden Schlüssel einer gegebenen Sprache nicht nur für bestimmte Worte, sondern für den ganzen Komplex derselben in dieser Sprache. Darum ist es eben schwierig, sie zu erwischen und in irgendwelchen Einzelheiten zu bestimmen.

Mit der Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Worte und dem Buchstaben steht auch diejenige nach der „transintellektuellen“ Sprache im Zusammenhange, welche bei den Futuristen im hohen Ansehen steht, die hinter die Worte durchzudringen versuchen, um die Hinterseite derselben zu erblicken, d. h. das Wort vor seiner Entstehung zu sehen. Man will die Last der Worte als eines verkörperten Sinnes oder einer solchen Idee zusammenwerfen, um sich, nachdem die Leuchte des Sinnes erloschen ist, in die undurchsichtige Nacht des Lautes zu stürzen. Man will nicht mit Worten, sondern mit den Buchstaben sprechen. Aber darin eben wurzelt das Hauptmißverständnis und besteht der Mißerfolg, denn man will dabei doch sprechen, wenngleich auch man nicht mehr das Wort will, sondern dasselbe vielmehr in das vorwörtliche Chaos der Klänge treibt. Die positive Bedeutung dieses Experimentes (insofern es hier stattfindet) besteht darin, daß dabei das nächtliche Urelementare des Wortes gesucht wird und seine Massivität, die Urgeschaffenheit seiner Materie, des Laut-Buchstabens, dadurch zum Bewußtsein kommt. (Eine vollkommene Analogie dazu bildet das Streben in der Malerei, sich von der Last des Gemäldeinhaltes zu befreien und denselben auf das Singen der Farben zurückzuführen, wie man versucht, im futuristischen Verse das Wort bloß auf das Singen der Laute zurückzuführen). Die Futuristen haben recht: die „transintellektuelle“ oder, genauer, „praeintellektuelle“ Sprache, als das Urelementare des Wortes, ist die Materie desselben; aber das ist doch keine Sprache. Die Umbildung des Lautes in das Wort, seine innere Verwandlung hat unwiderruflich stattgefunden: das ist eine unabänderliche Tatsache, wie auch die Teilung des ursprünglichen Chaos und der ursprünglichen Finsternis unabänderlich ist. So ist auch die „transintellektuelle“ Sprache entweder ein solches Sichrühren des Chaos, ein unvermeidliches Schäkern mit demselben, oder — und das ist viel interessanter — sie besteht in den Experimenten auf dem Gebiete der Instrumentierung des Wortes, seiner musikalischen Charakteristik, die leichter zu erreichen ist, wenn man von dem Sinne abstrahiert, d. h. das „transintellektuelle“ Gebiet betritt. Die Methode der Kabbala, in welcher das Gewicht eines Wortes und einer Phrase nicht nach dem Sinne, sondern nach der in der einen oder anderen Weise festgestellten Bedeutung der Buchstaben und nach der Zusammensetzung derselben berechnet wird, ist auch ein prinzipiell „transintellektuelles“ Verfahren, das entweder die Verrücktheit oder den Unsinn bedeutet; oder sie läßt nur unter einer einzigen Bedeutung seine Rechtfertigung zu, nämlich wenn die gegebene Sprache eine absolute, in allen ihren Einzelheiten mit dem Kosmos zusammenfallende ist, worum auch ihr Schlüssel ein absoluter und mit dem Klingen der Welt direkt zusammenfallender ist. Dann kann und soll man annehmen, daß auch diese Sprache in allen ihren Einzelheiten, in ihrer ganzen Struktur und sogar in ihrer Materie, d. h. in ihren Buchstaben, für den Kosmos durchsichtig ist und die Gesetzmäßigkeit desselben offenbart, also kosmisch ist. Deswegen wird

auch die Analyse des Buchstabenbestandes der Worte derselben eine kosmische Untersuchung bedeuten. Wie bekannt, hegten eben die Kabbalisten eine solche Ueberzeugung in bezug auf die hebräische Sprache, die sie für diejenige Sprache, die Gott im Paradies, als er mit den Urvätern sprach, verwendete, d. h. für eine einzige natürliche Sprache, hielten. Diese Sprache als solche birgt die Natur der Dinge in sich und ist mit einer unmittelbaren Macht versehen. Oder es ist auch eine andere Annahme möglich, nämlich daß es sich hier nicht um die Sprache, sondern um bestimmte Wortverbindungen handelt, die in dem gegebenen Falle dem Worte Gottes entstammen und durch Gottbegeisterung ausgezeichnet sind; und dann — prinzipiell gesprochen — könnte jede beliebige Sprache zum Material der kabbalistischen Untersuchung werden. Aber es sind eben die besonderen Eigenschaften der hebräischen Sprache, ihr „Konsonantismus“, die dieselbe vorzugsweise durchsichtig und dafür geeignet machen. Wenn man die ontologische Natur des Wortes mit hinreichendem Ernst und dabei noch in bezug auf eine par excellence ontologische und geheiligte Sprache betrachten will, so kann man nicht die Möglichkeit prinzipiell verleugnen, daß die Worte und die dieselben bildenden Buchstaben sozusagen viele Dimensionen haben. Im besonderen ist dabei nicht nur ihre Physiologie — das Wort als solches, sondern auch ihre Anatomie — die Buchstaben, lehrreich. Auch aus dem Skelett des Wortes kann man einen Sinn, nicht jenen wortmäßigen, sondern einen anderen, demselben äquivalenten, ziffermäßigen, herauslesen. Und wenn die Ziffern vielleicht ihrerseits die Dinge-Zahlen bedeuten, wie die Worte Ideen-Dinge und beides — die Ziffern und die Worte — Symbole des Seins sind, so kann man überhaupt keine prinzipiellen Gründe anführen, warum dieser Weg nicht betreten werden sollte, obgleich seine Verwendung eine *quaestio facti* ist und bleibt.

Also, auf die allgemeine Frage nach der Mannigfaltigkeit der Sprachen kann auf Grund des Obengesagten folgende Antwort gegeben werden: diese Mannigfaltigkeit hebt gar nicht die ontologische Einheit der Sprache als Stimme einer einheitlichen Welt in dem einheitlichen Menschen auf; aber die Sprache realisiert sich zu gleicher Zeit individuell, entsprechend der mannigfaltigen Struktur der Menschheit, die sich als Einheit einer Vielheit bekundet. Als Analogien dazu können hier verschiedene Sinnesorgane und Zentren in dem einheitlichen menschlichen Organismus, oder die sich durch das Geschlecht, das Alter, den Charakter usw. unterscheidenden Mitglieder der einheitlichen menschlichen Familie angeführt werden. Eine solche Mannigfaltigkeit wird zur Vielsprachigkeit, zur Betrübung der durchsichtigen Tiefe der Sprache, zum Turmbau zu Babel nur im Zusammenhange mit der allgemeinen Absonderung und Trennung der Menschheit, mit dem Verfall derselben in den Zustand der Feindschaft und des Zwistes. Aber prinzipiell ist diese Vielsprachigkeit in ihrem Grunde schon durch die Gottesverkörperung und durch die verwirklichte Pfingstfeier überwunden. Und in diesem Sinne drückt die Vielsprachigkeit, genauer, die gegenseitige nicht absolute, sondern nur relative Undurchdringlichkeit und Unverständlichkeit der Sprachen, nicht so sehr die Natur derselben aus, als den Zustand, in dem sich die Menschheit befindet; und als ein Zustand, der aus dem Nichtseinsollenden — der Trennung stammt, ist sie ein Psychologismus. Die ontologische Einheit ist durch den Psychologismus, d. h. durch die tatsächliche

Verwendung der Sprache verdunkelt und getrübt. Wenn wir beobachten, wie die Dialekte und die Mundarten infolge der zunächst unempfindlichen Veränderungen allmählich entstehen und neue Scheidewände bilden, so kommen wir zum klaren Bewußtsein, daß die Möglichkeit dieser Vielsprachigkeit in dem Zustande des Menschen wurzelt, einen Psychologismus bedeutet und als trübes Glas und brechendes Prisma wirkt.

Anmerkungen.

¹⁾ Die Definition des Wortes ist gewöhnlich in den sprachwissenschaftlichen Abhandlungen und Arbeiten überhaupt nicht zu finden, oder sie ist darin durch die Definition der Sprache ersetzt. Hier sind einige Belege dazu:

„Die menschliche Sprache ist der gegliederte Ausdruck des Gedankens durch Laute“, (s. v. Gabelentz, „Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse“ Leipzig, 1891, S. 3. Vrgl. D. N. Kudrjawski, „Wwedenie w jasykowjedjenje“ [„Einleitung in die Sprachwissenschaft“], 2. Aufl., Juriew, 1913, S. 14, wo die von Gabelentz gegebene Definition einfach wiedergegeben ist). Buslaiew schreibt: „Die Sprache ist der Ausdruck des Gedankens vermittelt der artikulierten Laute“ (S. „Istoritscheskaja grammatika ruskago jasyka“ [„Die geschichtliche Grammatik der russischen Sprache“] § 115. Vrgl. Kudrjawski, op. c. S. 19). In beiden umfangreichen Artikeln, die Baudoin de Courtenay unter den Titeln „Sprache“ und „Sprachwissenschaft“ in dem russischen Enzyklopädischen Wörterbuche Brockhaus' und Efrons veröffentlicht hat, mangelt sehr charakteristisch eine selbständige Definition der Sprache und des Wortes. Tomson (S. „Obtscheje jasykowjedjenje“ [„Allgemeine Sprachwissenschaft“] 2. Aufl., Odessa, 1910, S. 4—5) begnügt sich mit einer nur vorläufigen Definition der Sprache, als „eines Mitteilungsmittels des artikulierten Gedankens vermittelt der Redelaute“. S. I. Bulitsch deutet die Sprache in einem lithographierten Kursus der Vorlesungen über die russische Sprache (S. die Auflage von 1902—3, S. 13) als „ein Mittel, unsere Gedanken anderen Menschen mitzuteilen.“ Das Wort ist seiner Ansicht nach „nur das Symbol einer bestimmten Idee oder Vorstellung“ (ib. S. 25). Weiters wird erklärt, daß „der Zusammenhang zwischen dem Worte und einer bestimmten Vorstellung ein ganz äußerlicher ist, daß die Vorstellung des Wortes und diejenige des Gegenstandes sich nur bei einer häufigen Verwendung, indem sie in unserem Gehirne zusammenreffen, infolge des psychologischen Gesetzes der Assoziation nach der Koexistenz vereinigen, und daß in solcher Weise das Wort zum Zeichen des Gegenstandes oder der Vorstellung wird“ (ib. S. 27). Mehr als alle anderen Forscher beschäftigt sich Potebnja mit dieser zentralen Frage der Sprachphilosophie. Obgleich er infolge seiner philosophischen Hilflosigkeit nicht imstande ist, seine Gedanken mit einer gebührenden Deutlichkeit auszudrücken und darum in den Psychologismus gerät, erwägt er doch sehr konzentriert das Problem des Wortes als eines Gedankenur-elementes (S. insbesondere „Mysl i jasyk“ [„Der Gedanke und die Sprache“] 2. Aufl., Charkow, 1892, Kap. VIII: „Das Wort als Werkzeug der Reflexion“ und Kap. IX: „Die Vorstellung, das Urteil, der Begriff“. — Im Folgenden werden wir mehrmals die Gelegenheit haben, uns auf dieses Werk des Charkower Sprachwissenschaftlers zu berufen.

²⁾ Eigentlich bezeichnen die Stoiker mit dem Worte „Körper“ die Stimme (Plut. de plac. phil. IV. 20): *οι Στωικοι σώμα τήν φωνήν λέγουσι πᾶν γάρ τὸ δρώμενον ἢ και ποῖον σώμα* etc. (S. Gerber, „Die Sprache und das Erkennen“, Berlin, 1885, I S. 55).

³⁾ Die Gebärden bedeuten für die Sprache ein gewisses Ersatzmittel, dem nichtsdestoweniger ein inneres Wort zugrunde liegt, mag dieses auch nicht einen solchen Grad der Artikuliertheit und der Vollkommenheit erreichen, wie es mit dem mündlichen oder geschriebenen Worte der Fall ist. Davon hängt die Verständlichkeit der Gesten oder die Tatsache ab, daß aus denselben die Sprache, d. h. ein System der Wortideogramme entsteht, in welchen die Darstellung durch die Bewegung erfolgt. Dadurch aber wird auch die relative Zugänglichkeit dieser Sprache begreiflich, die nicht bloß mit ihrer Verständlichkeit, sondern auch mit ihrer Elementarheit im Zusammenhange steht, wie es aus den folgenden Beispielen ersichtlich wird: Wie M. Müller erzählt, gelingt es den einheimischen Bewohnern Amerikas, sich ganz leicht mit den Taubstummen zu verständigen. Als in dem Jahre 1873 die Vertreter verschiedener ein-

heimischer Stämme die Taubstummenanstalt in Pennsylvania besichtigten, verstanden sie schneller und leichter die Geste der Taubstummen, als diese die Geste der Einheimischen, welche ihrerseits sich durch einen großen pantomimischen Effekt auszeichneten. Nicht weniger auffallend ist die Uebereinstimmung auch der Gebärde anderer Völker mit denjenigen der Taubstummen. Taylor erzählt, daß ein Einheimischer aus den Haway-Inseln sofort nach seiner Ankunft in die amerikanische Taubstummenanstalt eine sehr lebhaft Unterhaltung mit den Kindern begann, sich der Gesten bedienend, und den Kindern von seiner Reise und seinem Vaterlande erzählte. Ein Chinese, der in der Abwesenheit von Menschen mit denen er hatte sprechen können, sich von Melancholie vollständig beherrschen ließ, wurde sofort wieder lebhaft und rege, als man ihn in eine Taubstummenanstalt führte, wo er vermittle der Gebärden so viel unterhalten konnte, wie er wollte. Müller erzählt noch von einem Lehrer der Taubstummenanstalt, welcher den Wilden Nordamerikas begegnete und mit jedem von denselben sprechen konnte, obgleich er nicht einmal ein einziges Wort ihrer Sprache verstand. (S. W. I. Scherz, „Osnownye elementy jasyka i natschala jego rasvitja“ [„Die Grundelemente der Sprache und Prinzipien ihrer Entwicklung“], Woronesch, 1889, S. 40—41). Diese merkwürdige Tatsache, die an die Verständlichkeit der chinesischen Hieroglyphe, der Verschiedenheit der Mundarten und der Worte zum Trotz, aber in einem höheren Grade erinnert, steht im Zusammenhange mit der Elementarität und gleichzeitig auch mit der Anschaulichkeit dieses Volapük der Gebärden. Aber auch sie setzt die innere Anwesenheit der Sprache, die Einheit des inneren Wortes voraus, die von dem Turmbau zu Babel unberührt blieb. Streng genommen verwirklicht sich unsere Sprache immer nicht nur in den Worten, sondern auch in den Gesten, welche die Funktion eines Redehilfsmittels erfüllen: wir sprechen nicht nur mit Hilfe der Worte, sondern mit Hilfe des ganzen Körpers. Nichtsdestoweniger gestattet diese Allgemeinheit und Elementarheit der Gebärden, die im Menschen vor dem artikulierten Worte erscheint, nicht das Wort aus der Geste zu erklären oder abzuleiten (wie das Wundt und Scherz tun). Das Unvollendete und Nichtentwickelte kann nur aus dem Ganzen und Entwickelten heraus verstanden und gedeutet werden und nicht umgekehrt, wie die Anhänger des Evolutionismus und der genetischen Erklärung es gewöhnlich tun, die dabei vergessen, daß *ex nihilo nil fit*.

⁴⁾ Man kann sich auch telepathisch, ohne Worte, durch eine unmittelbare Eingebung gegenseitig verbinden, die unzweifelhaft ihre obgleich okkulte, aber natürliche Erklärung hat. Aber auch in diesem Falle erschallt in der Seele das, was man eingibt, in eine sprachliche Form umhüllt, und der ganze Unterschied läßt sich darauf zurückführen, daß statt dasselbe infolge der Mitteilung eines Anderen in sich auszuführen, es dabei als ein eigenes, von dieser Mitteilung unabhängiges Erzeugnis erschallt. Gleichermassen hat auch das Lesen der Gedanken, als Folge eines ungewöhnlichen Scharfsinnes oder unter den besonderen Bedingungen (z. B. im Falle der sogenannten Psychometrie), für sein Resultat die innere Rede. Das Wort wird weder in einem noch im anderen Falle eliminiert, sondern nur seine Imitationen und gewisse Hilfsmittel werden verwendet.

⁵⁾ Wenn man sich auf die Sprache der Taubstummen, auf die verschiedenen Fälle der Aphasie beruft, so widerlegen diese Ausnahmefälle keineswegs die allgemeine Regel, sondern, umgekehrt, sie bestätigen dieselbe. Eine Unförmigkeit, wie die Taubstummheit es ist, läßt die gegebene Kraft des Menschen nicht vollständig äußern; im Gegenteil, man sieht sich gezwungen, für dieselben Zwecke statt der direkten und entsprechenden Wege die indirekten, die Surrogate und die Aequivalente zu suchen. Darum kann es sich ergeben, daß die Wortform, d. h. die Korrelation, der Rhythmus, das Zeichen sich nicht in den Gehör- und Gesichtsbildern, sondern in denjenigen des Tatsinnes verwirklicht. Nichtsdestoweniger bewahrt auch hier die allgemeine Definition des Wortes als einer Form ihre Bedeutung.

⁶⁾ Selbstverständlich entstehen die Worte und die Ideen genetisch nicht mit einer neuen Deutlichkeit und Artikuliertheit. Sie müssen einer weiteren Kristallisation, Spezialisierung und Zerstückelung unterworfen werden; und dieses Leben des Wortes drückt sich in verschiedenen semasiologischen Aeußerungen aus. Eine der interessanten und paradoxalen Aeußerungen desselben besteht in der Verwendung eines und desselben Wortes mit verschiedenen Bedeutungsnuancen, wobei es zuweilen einen gerade entgegengesetzten Charakter erhalten kann: ein und dasselbe Wort nimmt zwei gerade entgegengesetzte, einander gegenseitig ausschließende Bedeutungen (die sog. Enantiosemie). Dieser Frage ist die interessante Abhandlung W. I. Scherz's „O slowach s protiwopolosnym snatscheniem ili o tak nasyvajemoj enantioseмии“ („Von den Worten mit der entgegengesetzten Bedeutung oder von der sogenannten Enantio-

semie*), Woronesch, 1884, gewidmet. Die Hauptursache der Entstehung eines solchen Phänomens sieht Scherzl darin, daß „aus der allgemeinen Sphäre eines gegebenen Begriffes durch eine weitere Differenziation konkretere Nuancen der Grundbedeutung hervorgehoben werden, die in die Sphäre der einander entgegengesetzten Worte allmählich übergehen“ (S. 4). Eine undeutliche Idee erhält, indem sie sich konkretisiert, die ergänzenden Züge, die einander gegenseitig ausschließen. Z. B. gehen als Bewegung überhaupt kann bedeuten ankommen und weggehen; das slavische Wort „vonia“, das den Geruch überhaupt bezeichnet, kann in concreto ebenso den Wohlgeruch wie auch den Gestank bedeuten usw. Bei Scherzl (op. cit.) wird man zahlreiche und aus verschiedenen Gebieten entnommene Beispiele dieser Art finden. Gleichweise bezeichnet man mit einem einzigen Worte nicht selten verschiedene Farben, wie das derselbe Scherzl in seiner interessanten Monographie: „Naswanje zwietow i simwolitscheskoje snatschenie ich“ („Die Farbennamen und ihre symbolische Bedeutung“), Woronesch, 1884, zeigt.

7) Die in den sprachwissenschaftlichen Werken enthaltenen Definitionen des Wortes als eines Gedankenelementes, als einer Idee, tragen gewöhnlich den kläglichen Charakter einer Vermischung der verschiedenen Standpunkte und logischer Momente an sich. Geben wir als Beispiel zwei oder drei Urteile dieser Art an: „Jedes Wort bezeichnet eine allgemeine Vorstellung oder Begriff des Gegenstandes, nicht den Gegenstand selbst. Diese Abstraktheit des Wortes setzt die vielfache Wiederholung der einmaligen Wahrnehmungen voraus, welche der Mensch miteinander zu identifizieren gelernt hat. Die allgemeine Vorstellung kann geschaffen werden nur, nachdem der Mensch gelernt hat, in jeder neuen Wahrnehmung, z. B. in derjenigen eines gegebenen Baumes, dasjenige zu finden, was diese Wahrnehmung mit allen früheren Wahrnehmungen anderer Bäume gemein hat. Die allgemeine Vorstellung zeigt sich immer als eine bewußte oder unbewußte Folgerung aus einer Reihe der homogenen Wahrnehmungen. Alles das weist mit Sicherheit darauf hin, daß dem Schaffen des Wortes 1. eine lange Erfahrung und 2. die klassifikatorische Arbeit des Intellektes vorangeht. In der Tat erweist sich die ganze Erscheinungswelt wegen der die allgemeinen Begriffe bezeichnenden Worte bei jedem Menschen als eine schon zu einem gewissen Maße analysierte und in die mehr oder weniger großen Erscheinungsgruppen getrennte. So daß schon aus diesen Erwägungen ersichtlich ist, daß in dem Worte sich die ersten Keime einer Art wissenschaftlichen Gedankens abspiegeln“ (S. D. N. Kudrjanskij „Wwedenje w jasykosnanie“ [„Einführung in die Sprachwissenschaft“], S. 36). Evidenterweise erhält hier das Wort eine Definition in den logischen oder psychologischen Termini, als ein Resultat der gedanklichen Arbeit, die selbstverständlich nur in den Worten erfolgen kann und dieselben voraussetzt. Darum haben wir hier eine ignoratio elenchi vor uns: der Verfasser erklärt, wie die Worte einer bestimmten allgemeinen Bedeutung, der Charakter der Termini, nicht aber die Worte überhaupt, entstehen können. Die Rede ist hier also von der Verwendung des Wortes, nicht von ihm selbst, nicht von seiner Geburt. Und das, was der Verfasser als Abstraktheit des Wortes bezeichnet, und was seine Bedeutung, Idee, im Auge hat, erklärt er als eine logische Abstraktionsoperation. Aber die Logik setzt schon die Sprache voraus, die in diesem Sinne metalogisch ist; und wenn diese aus den logischen Bedürfnissen heraus erklärt werden kann, so gilt das lediglich für ihre Verwendung und gar nicht für ihre Existenz, d. h. für ihr fieri und nicht für ihr esse. Wir wollen auch ein anderes Beispiel derselben Vermengung verschiedener Standpunkte und Problemseiten anführen, infolge deren die Charakteristik des Wortes in Termini der Begriffe entsteht (S. T o m s o n „Obstscheje jasykowjedjenje“ [„Allgemeine Sprachwissenschaft“], S. 278—79): „Die Bedeutung des in einem allgemeinen Begriffe bestehenden Wortes heißt vom Standpunkte der Sprache aus (!) abstrakte Bedeutung. In den Sätzen „Eine Hand wäscht die andere“ oder „Ein niedriger Stuhl ist unbequem“, haben alle Worte eine abstrakte Bedeutung. Die konkrete Wortbedeutung ist etwas, was als in dem Raume und in der Zeit real Existierendes, d. h. als eine individuelle Vorstellung oder Begriff, vorgestellt wird. In den Sätzen: „Dieser Stuhl ist niedrig“, „die Besetzung von Kasan durch Joann“, „nehmen Sie in acht dieses Verhältnis“, haben alle Worte eine konkrete Bedeutung. Ihrem Inhalte nach kann die konkrete Bedeutung sich auch von derjenigen abstrakten nicht unterscheiden; in dem Bewußtsein können dabei ähnliche undeutliche, vereinzelte Elemente aufblitzen, welche auch den psychischen Inhalt(!) des allgemeinen Begriffes ausmachen. Der wesentliche Unterschied der konkreten Bedeutung von derjenigen abstrakten besteht in dem die konkrete Vorstellung begleitenden Bewußtsein, daß eine so und so bestimmte oder

überhaupt irgendeine eben da und da oder überhaupt irgendwo erfolgende Erscheinung in acht genommen wird. Hier wird den Worten evidentermassen die Urteilsqualität des gedanklichen Inhalte zugeschrieben, wobei der Verfasser selbst sich davon Rechenschaft gibt, daß seinem Inhalte nach das Konkrete von dem Abstrakten sich auch nicht unterscheiden kann; genauer, das Wort „Stuhl“ oder dasjenige „Hand“ bleibt dasselbe bei einer Verwendung desselben ebenso wie bei der anderen, und der Unterschied bezieht sich dabei gar nicht auf die Worte. Mehr nähert sich dem Wesen des Problems P o t j e b n j a, indem er sich durch die dicke Schicht der Psychologismen durchreißt, ohne jedoch sich von denselben endgültig zu befreien. Er gibt sich die Rechenschaft davon, daß in dem Worte es etwas Urgebildetes und Unzerlegbares da ist: „Wie das Samenkorn einer Pflanze weder ein Ort, noch eine Farbe, noch eine Frucht, noch alles das zusammen genommen ist, ebenso ist auch das Wort zunächst noch allen formalen Bestimmungen entzogen und weder ein Substantivum, noch ein Adjektivum oder ein Verbum“ („Jasyk i mysl“ [„Die Sprache und das Denken“], S. 147). „Die Bedeutung des Wortes besteht nicht darin, daß es einen bestimmten Sinn für den Sprechenden besitzt, sondern darin, daß es einen Sinn überhaupt zu haben fähig ist“ (S. 186). „Das Wort ist ein Bildungsmittel des Begriffes und dabei nicht ein äußeres Mittel, also nicht denjenigen Mitteln ähnlich, die von dem Menschen erfunden sind, wie es die Mittel des Schreibens, des Holzhackens und dergl. sind, sondern ein durch die Menschennatur selbst suggeriertes und unersetzbares Mittel. Die den Begriff charakterisierende Deutlichkeit (Getrenntheit der Merkmale), das Verhältnis der Substanz zum Attribut, die Notwendigkeit ihrer Verbindung, das Streben des Begriffes einen Platz in dem System zu nehmen — alles das wird zunächst in dem Worte erreicht und von diesem eben so umgebildet, wie die Hand die verschiedenartigsten Maschinen umbildet“ (166). „Das Wort gehört dem Sprechenden in demselben Maße wie dem Hörenden; darum besteht seine Bedeutung nicht darin, daß es einen bestimmten Sinn für den Sprechenden besitzt, sondern darin, daß es einen Sinn überhaupt hat“ (S. 186). „Man kann nicht das Wort als einen Ausdruck des fertigen Gedankens betrachten . . . Im Gegenteil, ist das Wort der Ausdruck des Gedankens nur, insofern es als Mittel zum Schaffen desselben dient“ (S. 188). „Indem wir feststellen, daß ein künstlerisches Werk die Synthese dreier Momente (der äußeren Form, der inneren Form und des Inhaltes) ist, indem wir darin dieselben Merkmale finden, die auch in dem Worte da sind, und indem, umgekehrt, wir in dem Worte die der Kunst zukommende Idealität und Totalität entdecken, schließen wir daraus, daß auch das Wort eine Kunst, nämlich Dichtkunst ist“ (S. 198). „Das Wort ist nur darum Organ des Gedankens und eine unerläßliche Bedingung der ganzen späteren Entwicklung der Welt und seiner selbst, weil es ursprünglich ein Symbol, ein Ideal ist und alle die Eigenschaften eines Kunstwerkes besitzt. Jedoch muß es mit der Zeit diese Eigenschaften verlieren, ebenso wie auch ein Kunstwerk, wenn ihm ein ebenso dauerhaftes Leben wie dem Worte zugeteilt wird, darin endigt, daß es aufhört es selbst zu sein“ (S. 205). Potjebnja will damit besagen, daß das Wort vor allem das Wort, das verkörperte Bild, die Idee ist, die, wie ein Kunstwerk, ihr eigenes Dasein führt und nicht etwas Abstraktes, eine „Abstraktheit“ oder eine „Konkretheit“ u. dergl. ist.

8) Bekanntlich bekennt W. Wundt sich zu dieser Ansicht (S. Völkerpsychologie I: Die Sprache, 1—2, 2. Aufl., Berlin 1901). Wundt erkennt den Wurzeln eine selbständige Bedeutung nicht zu; seiner Meinung nach, existieren dieselben nur in Abstraktion; nämlich es sind in dem Bestande des Wortes die Grundelemente (Wurzeln) und die Beziehungselemente anwesend (I, S. 599). Aber nicht einmal die Worte selbst sind die ursprünglichen Elemente der Rede, denn sie gehen in den Bestand des Satzes ein, der der Gesamtvorstellung entspricht. Die Einzelvorstellung und das Wort lassen sich nur vermittle einer Isolierung ausscheiden. Vergl. auch B. Deibrück, Grundfragen der Sprachforschung, Straßburg, 1901, Kap. V, S. 115—120. Im Gegenteil, halten die anderen die Wurzelperiode in der Geschichte der Sprache für eine unbezweifelbare Tatsache (z. B. Müller in seinem oben zitierten Werke, S. 272). Unter den früheren Forschern ist P o t t derselben Ansicht (Vergl. A. G i e s s w e i n, Die Hauptprobleme der Sprachwissenschaft, Freiburg i. B., 1892, S. 216—17).

9) Eine genügend ausführliche Erörterung der Geschichte der Klängenachahmungen (die Theorie „bau—bau“) und der Interjektionen (die Theorie „ba—ba,“) finden wir bei M. Müller, op. cit., IX-te Vorlesung. Vergl. auch G i e s s w e i n, op. cit., Teil 2; eine ausführliche Erörterung auch bei P o t j e b n j a, op. cit., S. 90. (Außerdem s. D. N. Kudrjawzew, op. cit., S. 53 f).

10) S. die Anmerkung 9.

11) Hierher gehört die Idee Wundts von der Entstehung der Worte aus den Lautmetaphern, die ihrerseits mit den Lautgebärden verbunden sind: „Organe und Tätigkeiten, die zur Bildung

der Sprachlaute in Beziehung stehen, werden sehr häufig mit Wörtern genannt, bei deren Artikulation die gleichen Organe und Tätigkeiten mitwirken“ (I, S. 334). Die natürlichen Lautmetaphern sind diejenigen, „die auf dem Wege der natürlichen Sprachenentwicklung entstanden sind und zugleich eine durch den Gefühlston des Lautes vermittelte Beziehung zu diesem und seiner Bedeutung erkennen lassen“ (S. 337). Diese Lautgebärden und Metaphern bilden, der Ansicht Wundts nach, eine Brücke zum Schaffen der Sprache.

¹²⁾ Dieser Standpunkt ist auch manchem Sprachforscher eigen, z. B. M. Müller, der sich folgendermaßen ausdrückt: „Language and thought, thought distinguishable, are inseparable, no one truly thinks who does not speak, and no one truly speaks, who does not think . . . Both philosophy and philology had established the fact, that language is thought, and thought is language“ (S. Science of thought, p. 63, 82, zitiert nach Giesswein, op. cit., S. 159). Übrigens kann man diese Ansicht gar nicht für eine seitens der Psychologen und der Sprachforscher allgemein anerkannte halten. Eine viel größere Verbreitung genießt die entgegengesetzte Ansicht (Vergl. Giesswein, ibid.).

¹³⁾ Einer höchst beklagenswerten, obgleich typischen Verwirrung macht sich Steinthal auch in diesem Falle wie immer schuldig. Sein eigener Standpunkt kommt in den folgenden Worten zum Ausdruck: „Die behauptete Unzertrennlichkeit von Denken und Sprechen ist eine Uebertreibung: der Mensch denkt nicht in Lauten und durch Laute, sondern an und in Begleitung von Lauten“ (S. Steinthal, Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft, 2. Aufl., Berlin, 1881, S. 52). Es ist interessant, einige seiner Argumente anzuführen, um die äußerste Dunkelheit und Verwirrung, die bei ihm herrschen, zu charakterisieren. Das erste Argument klingt so: „Das Tier denkt ohne zu sprechen“ (S. 48). Dabei hält er sogar für überflüssig zu beweisen, daß „das Tier denkt in demselben Sinne wie der Mensch“, während es hier eben darauf ankommt. Weiter folgt die Berufung auf die Taubstummen, als ob denselben die innere Rede ganz fremd wäre. Weiter stoßen wir auf eine noch schönere Aeußerung: „Wir träumen, und Träumen ist doch ein Denken“, und dabei ein Denken „ohne Worte“ (ib. S. 48—49). Dann folgt die Berufung auf das wortlose Anschauen der Kunst, der Technik u. dergl. und endlich eine triumphierende Berufung auf strengwissenschaftliches, logisches, mathematisches Denken, das sich der Ziffern, der Zeichen oder der Zeichnungen bedient. „Geometrisches Denken ist sprachloses, anschauendes Denken.“ „Alle solche Formen werden nicht gelesen, nicht gesprochen, sie werden gesehen und gedacht“ (ib. S. 51). Was das besagen soll, ist nicht klar; aber wenn man dabei den ausgebildeten Automatismus, der den Weg des Denkens kürzer macht, im Auge hat, so ging seiner Ausbildung eine schon früher geleistete Denkarbeit voran; sie ist also in einem solchen Automatismus enthalten. In dieser hoffnungslosen Vermengung des psychologischen Automatismus des Denkens und des Wortes, der Abkürzung, der Konventionalität und auch der Unterbrechungen des Denkens, indem dieses noch nicht geboren und nur im Begriffe zu entstehen ist, ist es sicher schwierig, das Wesen des Problems sogar nur zu erkennen. Giesswein, der sich über Steinthal vielmehr in lobenden Ausdrücken äußert, führt noch das Zeugnis eines Ingenieurs als Beweis dafür an, daß die Pläne und die Erfindungen durchaus ohne Worte erfolgen. Dazu tritt noch eine Berufung auf den Schaffungsprozeß eines Kunstwerkes hinzu, das durchaus ohne Worte aufgezogen und erzeugt wird. Das alles ist wirklich so, aber in welcher Beziehung steht das alles zum Denken? Ein Kunstwerk ist nicht Gedanke, sondern Verkörperung eines Bildes, das unter anderem auch den Gedanken erweckt, der dann sich auch im Worte ausdrückt, aber selbstverständlich nicht diesen zu seinem Elemente hat. Eine noch größere Unklarheit finden wir z. B. bei Preier (S. Preier „Die Seele des Kindes“, S. 273), der ebenfalls den Zusammenhang zwischen dem Worte und dem Denken leugnet, als er plötzlich behauptet: „Denken ist zwar inneres Sprechen, aber es gibt auch ein Sprechen ohne Wörter“ (!). Vergl. auch die Erwägungen Giessweins selbst (op. cit.). Auf dem Gebiete dieser Frage herrscht überhaupt ein Chaos, da man dem Wort als solchem nicht zusehen wollte, und jedermann besteht auf seiner Meinung, wobei man durchwegs eine schreiende quaternio terminorum begeht.

¹⁴⁾ Z. B. Giesswein. Vgl. Op. cit. S. 217: „Den uranfänglichen Charakter dieser Sprache kann man sich jedoch nicht anders denken, als daß sie aus lauter Wurzeln bestand. Pott urteilt seinerseits folgendermaßen: „Die Wurzeln sind nicht vor der Rede und rein in der Sprache vorhanden zu denken, sondern bereits in den Verbindungen eingegangen“ (Vergl. S. 210). Deibrück (s. Einleitung in die Sprachwiss., S. 73) hält die Ansicht für allgemein geltend, daß die Wurzeln ursprünglich Worte waren. Derselben Ansicht sind auch M. Müller, Steinthal, Curtius, Whitney (Vgl. die Zusammenstellung verschiedener Ansichten bei Gerber, op. cit., S. 77).

¹⁵⁾ Das reiche Lexikon der englischen Sprache, das (ein kleines Prozent der Fremdwörter ausgenommen) bis auf hunderttausend Worte zählt, läßt sich nur aus 461 indogermanischen Wurzeln ableiten (Vgl. Giesswein, op. cit., S. 219). Die chinesische Sprache mit ihren 400 Lautgruppen, die infolge der verschiedenen Akzente heinahe 1200 Grundwörter enthalten, zählt mehr als vierzigtausend Worte (ibid., S. 221).

¹⁶⁾ Der Grundgedanke, den Gerber in seinem auf jeden Fall eine ernste Aufmerksamkeit verdienenden Werke „Die Sprache und das Erkennen“ (Berlin, 1885) bezüglich der Natur des Wortes entwickelt, ist dem unseren diametral entgegengesetzt, denn er deutet die Sprache als unser Erzeugnis und die Symbole als subjektive Zeichen. Ein solcher Standpunkt leugnet, unserer Meinung nach, die Sprache. Die objektiv-ontologische Natur der Sprache widerspricht gar nicht der Tatsache, daß in ihrer Verwirklichung, in jedem einzelnen konkreten Falle die Sprache eine Kunst, nach der Definition Gerbers selbst, ist.

¹⁷⁾ In einer naiven Form äußert auch M. Müller einen ähnlichen Gedanken. Infolge verschiedener Zusammenstellungen verwirrt er seinen schon an sich unklaren Gedanken endgültig und, was die Hauptsache ist, gibt er sich nicht Rechenschaft von der ontologischen Bedeutung desselben. Aber dessenungeachtet scheint die Idee von dem spontanen Aussprechen der Worte, als einem natürlichen Klingen, rechtmäßig zu sein.

¹⁸⁾ S. Potjebnja, op. cit., S. 165—66. „In bestimmten Perioden gibt die Lebhaftigkeit der inneren Form dem Gedanken die Möglichkeit, in die durchsichtige Tiefe der Sprache einzudringen: das Wort, das z. B. Starosti (das Greisenalter) des Menschen bezeichnet, weist wegen seiner Ähnlichkeit mit dem den Baum bezeichnenden Worte auf den Mythos über die Herkunft der Menschen von dem Baume hin, verknüpft in seiner Art miteinander den Menschen und die Natur, also setzt das, was bei dem Worte „Starosti“ (Greisenalter) gedacht wird, in ein eigenartiges System hinein, das, obgleich es demjenigen wissenschaftlichen nicht entspricht, von demselben doch vorausgesetzt wird.“

¹⁹⁾ Die Ansicht, daß die Sprache infolge des göttlichen Willens entstanden ist, ist auch bei Platon erörtert, aber nicht oder wenigstens nicht gänzlich akzeptiert. Οἱ μὲν ἐγὼ τὸν ἀληθέστατον λόγον περὶ τούτων εἶναι, ὃ Σώκρατες, μελέω τινὰ δύναμιν εἶναι ἢ ἀνθρωπιαν τὴν δεμένην τὰ πρῶτα ὀνόματα τοῖς πράγμασιν, ὥστε ἀναγκαῖον εἶναι αὐτὰ ὁρθῶς ἔχειν (Cratyl. 438 C.).

²⁰⁾ Bemerkenswert ist die entschiedene Ablehnung von homo alalus seitens Renan (S. De l'origine du langage), wo er unter anderem sagt: „Inventer le langage eut été aussi impossible que d'inventer une faculté. C'est un rêve d'imaginer un premier état, où l'homme ne parla pas, suivi d'un autre état, où il conquiert l'usage de la parole. L'homme est naturellement parlant, comme il est naturellement pensant, et il est aussi peu philosophique d'assigner un commencement voulu au langage, qu'à la pensée.“ (Vergl. Giesswein, o. c. S. 143.)

²¹⁾ Die ähnlichen Ansichten äußert der hl. Gregorius von Nyssa in seiner Polemik gegen Eunomius. „Eunomius schreibt Gott eine aus dem Namen, den Zeitwörtern und den Konjugationen gebildete Sprache als etwas Großartiges zu, ohne dabei zu berücksichtigen, daß es von Gott nicht geeignet ist zu sagen, daß er alle unsere Handlungen im einzelnen ausführt, obgleich Er unsere Natur mit der Arbeitsfähigkeit versehen hat. Obgleich er unserer Natur diese Fähigkeit verliehen hat, sind es wir selbst, die das Haus, die Bank, den Ofen, den Pflug und andere für unsere Lebensbedürfnisse notwendigen Gegenstände uns anfertigen. Eine ähnliche Herkunft hat auch jede beliebige einzelne unsere Tat, obgleich sie auf unseren Schöpfer zurückzuführen ist, insofern Er unsere Natur zu jeder Art von Kunst fähig geschaffen hat. Dieselbe Bewandnis hat es auch mit unserer Sprachfähigkeit (ἢ τοῦ λόγου δύναμις); obgleich sie ein Erzeugnis dessen ist, der unsere Natur eingerichtet hat, erfolgt doch die Erfindung der einzelnen Worte (ἢ δὲ τῶν καθ' ἑκαστον σημάτων εὐρησις) dem Bedürfnisse, das Anwesende zu benennen gemäß und soll von uns ausgehen . . . Aus dem göttlichen Willen sind nicht die Namen, sondern vielmehr die Dinge entstanden. Also ein existierendes Ding ist das Werk der schöpferischen Macht, während die Laute, welche für das Existierende eine Bedeutung haben und mit Hilfe deren die Sprache alles Besondere zu einem genauen und klaren Wissen erhebt, das Werk und die Erfindung des Denkvermögens ist (ταῦτα τῆς λογικῆς δυνάμεως ἔργα καὶ εὐρηματα). Dieses Vermögen unserer Sprache aber, ebenso wie auch die Natur, ist das Werk Gottes. (S. Gr. Nyss: Contra Eun. cap. XII).

²²⁾ Bei einer gewissen Schwatzhaftigkeit und einer Verworrenheit des Denkens, die sich bei Steinthal beobachten lassen, ist es eine hoffnungslose Aufgabe, seinen Gedanken eine Prägung zu geben. Wir führen hier einige Urteile aus seiner „Theorie“ der Entstehung der Sprache vor;

„Sprache ist Reflexbewegung. Dies ist sie in keinem anderen Maß, als auch jede andere Bewegung es ist. Denn erstlich wissen wir, daß jede absichtliche Bewegung auf einem Reflex beruht; und dann kann auch wohl jemand, der sich die Lust des Schwimmens vergegenwärtigt, in welcher Lage oder Stellung er auch sein mag, Schwimmbewegungen ganz oder teilweise machen. Wir dürfen in ganz eigentlichem Sinne sagen: der Mensch spricht, wie der Hain rauscht. Luft, welche Töne und Gerüche trägt, Lichtsäther und Sonnenstrahlen, und der Hauch des Geistes fahren über den menschlichen Leib dahin, und er tönt“ (s. Steinthal, l. c. s. 361, 366).

²³⁾ Zur Ansicht Wundts über die „Innere Lautmetapher“ s. oben. Er stellt die „Klanggebärde“ nach der Analogie mit anderen Gebärden fest; die Klanggebärden bilden eben das Fundament der Sprache, die entsteht, indem man dieselben mit der Absicht verwendet, eigene Vorstellungen und Gefühle mitzutellen.

²⁴⁾ Nach Diodorus „führten die ersten Menschen ein unbeständiges tierisches Leben. Sie gingen vereinzelt in die Wiese, wo sie sich mit dem schmackhaften Gras und den Früchten der wildwachsenden Bäume nährten. Da sie aber durch den Angriff der wilden Tiere beständig bedroht waren, so sahen sie sich dadurch gezwungen, einander zu unterstützen, und so entstand die Gesellschaft aus der Furcht. Allmählich begannen sie, die Erkenntnis der sie umgebenden Dinge zu erwerben. Am Anfang gaben sie nur die bedeutungslosen, ungeordneten Laute aus; dann aber lernten sie allmählich, artikulierte Worte auszusprechen, gaben den Dingen die Eigennamen und gelangten endlich dazu, mit Hilfe der Sprache allen ihren Gedanken einen Ausdruck zu geben (Diodor. Sic. Bibl. histor. I, 8; bei Giesswein, S. 148). Nach Vitruvius, waren die Menschen, die ursprünglich vereinzelt gelebt hatten, durch die Furcht miteinander vereinigt. Als die erste menschliche Gesellschaft entstand, schufen die Menschen aus den verschiedenen Lauten, die sie ausgaben, durch eine beständige Verwendung derselben die Worte (vocalula). Da sie damit die bestimmten Dinge bezeichneten, so begannen sie ganz zufällig zu sprechen und in dieser Weise schufen sie untereinander die Sprache (sermones procreaverunt) (Vitruv. De Architect. II, 1; bei Giesswein, S. 148).

²⁵⁾ S. Lucret. De natura rerum. I. v. 1027—1388; bei Giesswein, S. 148—49.

²⁶⁾ Gabelentz möchte die Spezialisten einer allgemeinen Steuer unterwerfen, indem er über die Schwierigkeit, diese Aufgabe zu lösen, spricht: „Jeder müßte es versuchen, die Sprache, die er am besten beherrscht, so lebenswarm zu schildern, wie er sie selber empfindet“ (o. c. s. 458—59).

²⁷⁾ Whitney meint, daß es „keine menschliche Sprache gibt, die dem Ausdrucke der Form ganz enthoben würde“, und daß „die Bezeichnung bestimmter Sprachen als der Sprachen der Form“ nur in dem Falle aufrecht erhalten werden könnte, wenn das heißen würde, daß sie mit diesem Charakter in einem besonderen, außerordentlichen Grade versehen sind, aber zugleich denselben mit allen anderen Sprachen tatsächlich teilen“ (s. bei Giesswein, S. 193). Ebenso äußert sich Giesswein selbst: „Im Grunde genommen gibt es weder vollkommene noch unvollkommene Sprachen. Es gibt keine Sprache die in jeder Beziehung und unter allen Umständen an und für sich selbst den Gedanken ganz genau zum Ausdruck zu bringen vermöchte“ (S. 192).

²⁸⁾ Diese Klassifikationen sind in den allgemeinen sprachwissenschaftlichen Werken dargestellt. Gegenwärtig unterscheidet man folgende Sprachengruppen: die indogermanische, die semitische, ugrofinische, die türkisch-tatarische usw.

²⁹⁾ S. oben Anm. 16.

³⁰⁾ „Die Sprachgesetze bilden unter sich ein organisches System, das wir den Sprachgeist nennen. Sprachgeist bestimmt die Art und Weise, wie der Sprachstoff gestaltet wird, — die Wortform und Satzbildung; insofern ist er Bildungsprinzip oder innere Sprachform“ (Gabelentz, S. 63). „Jede Sprache stellt gewisse Denkgewohnheiten dar, auf denen sie beruht, und die sich vom Geschlechte zu Geschlechte fortpflanzen. Der äußeren Form entspricht die sogenannte innere. Diese begreift ein Doppeltes in sich: erstens die Art, wie die einzelnen Vorstellungen mit den vorhandenen Hilfsmitteln dargestellt werden, z. B. Mond $\mu\eta\nu$ als messender, Luna als leuchtende, — und zweitens die Art, wie die Vorstellungen geordnet geschieden und zu gegliederten Gedanken verknüpft werden“ (ib. S. 160).

La grazia e il libero arbitrio.

Di Benedetto Croce (Napoli).

Guardo me stesso come in ispettacolo, la mia vita passata, l'opera mia. Che cosa mi appartiene di quest'opera e di questa vita? che cosa posso, con piena coscienza, dir mio? Se un pensiero, sorto in me, è sembrato a me e agli altri un acquisto di verità, esso mi è venuto nella mente come per illuminazione; e ora che ne intendo meglio il carattere e le attinenze e ne ripercorro la genesi, mi si dimostra conseguenza logica e necessaria del travaglio anteriore di altri spiriti nei secoli, dei dibattiti a cui hanno non meno efficacemente partecipato gli stessi oppositori, e mi appare come se si sia fatto in me di per se stesso e la mia mente ne sia stata solo il luogo di manifestazione, il teatro. Se ripenso a una mia azione che mi soddisfa, sento che sarei fatuo se me ne attribuisi il merito, perchè, quando la eseguii, una forza che si era accesa nel mio petto mi vi portò, senza contrasto o travolgente ogni contrasto; e, se in quel caso (come in altri casi mi è accaduto) quella forza, che m'indirizzò e sorresse, mi fosse mancata, da me non avrei saputo generarla. Anche, dunque, quell'azione si è fatta in me e non l'ho fatta io; e doveva così farsi, perchè la Realtà, o lo Spirito che si chiami, ne aveva bisogno nella logica del suo svolgimento. Se alcuno me ne dà lode, non riesco a gustare quella lode senza impaccio e turbamento, quasi che il dono offertomi si fondi sopra un equivoco e che, accettandolo, io accetti qualche cosa che non mi spetta. D'altra parte, altri biasimerà i miei errori e le mie cattive azioni, e io stesso riconoscerò erronee certe mie asserzioni e cattive certe mie azioni. Ma, ricercando anche di esse la genesi e il carattere proprio, e punto non iscusandole con le condizioni di fatto in cui mi trovai (le quali non possono in nessun caso scusarle, perchè non poterono meccanicamente determinarle), debbo tuttavia riconoscere che, se quegli errori non avessi asseriti, se quel male non avessi fatto, neppure la mia miglior verità sarebbe poi nata, la verità che si è nutrita dell'esperienza di quegli errori, e neppure la mia migliore azione, che nel processo del rimordimento e del ravvedimento si è corretta e invigorita. Cosicché anche quegli errori, anche quel male furono necessari e perciò, in certo senso furono bene, e appartengono non a me ma all'autore stesso del male e del bene, allo Spirito che così si svolge e cresce, alla Provvidenza che così dispone, e che altresì in ciò segue la sua logica, quella logica dei contrarii che per l'appunto si chiama la dialettica. La Grazia è discesa in me in certi momenti; e in altri momenti la Provvidenza non ha voluto che quella scendesse, ma che io errassi e peccassi per preparare materia e condizioni al mio, che è il suo, nuovo operare.

E, con la necessità e la dialettica e la Grazia e la Provvidenza, non solo il libero arbitrio e la responsabilità si dissolvono, ma si dissolve il concetto